

St/A-7042

Bd. I

Sittliche Ansichten

der

Welt und des Lebens

für das

weibliche Geschlecht.

In

Vorlesungen,

gehalten

von

Karl Gottlob Sonntag,

Doctor der Theologie und Philosophie,

Livländischem General-Superintendenten und Ober-
Consistoriums Präses.

Erster Band.

N i g a,

auf Kosten des Verfassers
gedruckt, bei J. C. D. Müller.

1817.



*Original in St. A-7042
Bd. I
Sittliche Ansichten
der Welt und des Lebens
für das weibliche Geschlecht.
In Vorlesungen,
gehalten von
Karl Gottlob Sonntag,
Doctor der Theologie und Philosophie,
Livländischem General-Superintendenten und Ober-
Consistoriums Präses.
Erster Band.
N i g a,
auf Kosten des Verfassers
gedruckt, bei J. C. D. Müller.
1817.*

Zeugnung

an

meine Ehegattin

Gertrud Hedwig, geb. Grave.

Nach dem Rechte, welches die letzten Zeilen von Seite 21 Dir zusprechen, liebe Frau! bringe ich, in einem Vorworte zu diesem Buche — und wo könnte das mehr an seiner Stelle seyn? — unter dem Datum unsers Hochzeit-Tages, Dir meinen öffentlichen Dank hier dar, für des Lebens treue Hülfe, die Du, in freundlicher Gewährung und Pflege von Lebens-Freuden, in thätiger Abwendung und Erleichterung der Lebens-Sorgen, in weiser Ertragung der Lebens-Entbehrungen, und in edler Geduld mit des Lebens-Gefährten sittlichen Schwächen, nun 28 Jahre hindurch, mir gewähret hast.

Est. A

Tertu Rikiliku Uikooli
Pammetukogu

24362

Nach einem Leben voll Mühen und Kämpfe
wünsche ich ein unlust- und sorgen=freieres
Alter zu haben; schon damit Du, zu reich
verdienstem Lohne, froh werden kñnest eines
heiteren Lebens=Abends! Gott erhalte Dich, mir
nicht bloß, sondern dem ganzen Kreise Deiner
Lieben, lang' und gesund!

Den 20. November 1817.

Dein

Sonntag.

V o r r e d e.

Eine Reihe von Jahren hindurch gab
der Verfasser, in seinem vorigen Amte,
als Ober=Pastor an der hiesigen Krons=
Kirche, Jungfrauen aus den gebildeteren
Ständen, zur Vorbereitung auf die Con=
firmation, einen ausführlicheren Unterricht,
insbesondre in der Moral; an welchem
auch Solche, die nicht kirchlich zu seiner
Gemeinde gehörten, Theil nahmen. Wie=
derhöht aufgefordert, seine sittlichen An=
sichten des weiblichen Lebens auch einmahl
zum Gegenstande allgemeinerer Vorträge
zu machen, entschloß er sich endlich dazu,

als er im Jahr 1811 das bis dahin noch beibehaltene Prediger - Amt niedergelegt hatte; und hielt, in den ersten Monaten des Jahres 1812 und in den letzten von 1813, vor einer Versammlung von einigen hundert Zuhörerinnen, und, als, bei der Annäherung des Krieges, die Landes - Behörden in andere Städte verlegt worden waren, im Winter von 1812 auf 1813, auch zu Dorpat, diese Vorlesungen; an beiden Orten bloß in Gegenwart von Personen weiblichen Geschlechtes.

Nur nach langem Kampfe bestimmten ihn innere wie äußere Gründe, dem Wunsche seiner Zuhörerinnen gemäß, diese Vorträge in den Druck zu geben. Jedes lebendige Wort verleiht, auf dem todtten Papiere, von dem ihm inwohnenden Gemüthe; das dieser Vorlesungen, durch manche Eigenthümlichkeiten des Styles

ihres Verfassers, selbst wohl auch an seinem etwanigen Geiste. Um so mehr muß der Verf. wünschen, aufmerksame Leserinnen, und insbesondere geübte Vorleserinnen, zu finden.

Was den Inhalt betrifft, so will dieser, als aus dem wirklichen Leben genommen, immer nur auch, ernst und freundlich, in das wirkliche Leben eingehen, thut also Verzicht auf den Schmuck dichterischer Auffassung und rednerischer Darstellung eben so wohl, als auf den Reichthum tiefer philosophischer Untersuchung. Es fühlte, dachte und sammelte der Religions - Lehrer für ihm anvertraute jugendliche Seelen; es sprach der Freund zu Freundinnen, der Bruder zu den Schwestern. Von diesem Standpuncte aus betrachtet zu werden, bittet auch der Schriftsteller.

Die, in der Ankündigung versprochenen, historischen Erläuterungen und Beispiele scheinen, Alles wohlervogen, doch füglich dem Ganzen am Schlusse als eine eigne Sammlung anzufügen, denn einzuverleiben zu seyn.

Daß dieß Werk um so Vieles später erscheint, als es sollte, verzeihe man den dringenderen schriftstellerischen Berufs- Arbeiten des Verfassers, so wie der im Werke gewesenen Veränderung seines Aufenthalts; und selbst auch manchen zufällig eingetretenen Hinderungen. Jetzt soll — und wird es hoffentlich — ohne Unterbrechung seinen Fortgang haben.

Der Verfasser.

Erste Vorlesung.

Die Einleitung.

Des weiblichen Lebens blühenden Frühling, den ach vielleicht drückend-heißen Sommer, und den ernststen Spätherbst sehe ich, Geehrteste Zuhörerinnen, in dieser Ihrer zahlreichen und glänzenden Versammlung, hier vor mir; und, mit dieser Menge und Mannichfaltigkeit von Lebens-Gestalten, welch eine unendliche Summe von Wünschen, Hoffnungen und Anforderungen an das Schicksal, so wie von getäuschten Erwartungen und bitteren Erfahrungen — welch eine unendliche Summe von Genüssen, Entbehrungen und Leiden aller Art, umgiebt mich zu-

gleich! Wie verschieden denn nun aber auch, durch das Alles, Sie einzeln erscheinen mögen, so ist es doch Ein und derselbe Zweck, welcher Sie hier vereinigt hat. Gemeinschaftlich wollen Sie sich hier beschäftigen mit dem, was in jene Mannichfaltigkeit der Verhältnisse und Zustände moralische Einheit, in das Dunkel der Schicksale Licht, in die Kälte und Debe des Unglücks Wärme und Freude, zu bringen vermag. Gewinnen wollen Sie, aufklären, unerschütterlich feststellen Ansichten des Lebens und Ihres eignen Wesens, welche Ihnen rathen und helfen sollen, wie Sie, in jedem Alter und Verhältnisse, würdig sich benehmen, glücklich sich selbst fühlen, und die Menschen um sich her würdig und glücklich machen helfen können.

Erlauben Sie mir zuvörderst, mich zu erklären, was ich Ihnen zu geben gedenke; und wie ich von Ihrer Güte hoffe, daß Sie das ansehn und entgegen nehmen werden. Es soll, in diesen Vorträgen, dargestellt werden, nach seinem ganzen Thun und Seyn, das menschliche Leben überhaupt, und das weibliche insbesondere, — wie es erscheint von dem Standpunkte der Sittlichkeit aus, in der Beleuchtung der Religion, und nach den Hinsichten auch selbst der Lebens = Klugheit. Wir wollen also alle die hierher gehörigen wichtigen Gegen-

stände betrachten zuerst an sich, nach ihrer Natur und ihrer Beziehung auf das Höchste und Heilige überhaupt; sodann das Verhältniß aufsuchen und bestimmen, in welchem zu diesem Höchsten und Heiligen insbesondere das weibliche Geschlecht sich befindet; und hierauf vernehmen, was dießfalls die Pflicht gebietet und die Klugheit rathet auch in Hinsicht auf Andere. Bei dieser letzteren Hinsicht soll vorzüglich die Kinderwelt unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Denn gleichviel, ob jetzt Mutter oder nicht, kann, die mich hört, dereinst ja vielleicht dieß noch werden; oder sie hat doch jüngere Geschwister, sie lebt doch unter Kindern ihrer Verwandten; und, wenn nichts weiter, so kommt Jede Ihres Geschlechts, wenigstens im gesellschaftlichen Umgange und in dem häuslich = nachbarlichen Zusammenleben, mit Kindern in Berührung. Die schönsten Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur, so wie die allgemeinsten Bedürfnisse der Kinderwelt, weisen die Kinder dem weiblichen Geschlechte insbesondere zu. Jede Person weiblichen Geschlechts von jeglichem Alter, ist zu einer Erziehungs = Gehülfin mit berufen; und darum ist die Sitten = Lehre für das weibliche Geschlecht unzertrennlich verbunden mit Erziehungs = Winken für dieß Geschlecht.

Nun aber meiner Seits! Es gilt mit diesen

Vorträgen einen Gegenstand, der mit allen meinen seitherigen Studien und Aemtern in der genauesten Verbindung steht; den ich seit länger denn zwei Jahrzehenden mit Ernst und Freudigkeit betrieben habe; von dessen Betreibung mein Herz — ich darf fast sagen: seine köstlichsten Genüsse gehabt hat; und wo selbst diese interessante Versammlung, als eine reichbelohnende Frucht, davon sich giebt.

Dessen Allen ungeachtet aber trete ich jetzt, bis zur Schüchternheit verlegen, vor Ihnen auf. Denn ich sehe allerdings wohl eine große Anzahl von Zuhörerinnen vor mir, bei deren Anblick ich mich fühle und fühlen darf, daß ich ihnen Lehrer und leitender Freund seyn kann; indem sie noch nicht geboren waren, als ich schon dergleichen Unterricht gab. Ich sehe Andere, die ich sonst schon, bei Vorträgen dieses Inhalts, im engern Jugendlehr-Kreise, vor mir sah; und ihre so zahlreiche Gegenwart, in so fern sie wiederholt zu hören wünschen, was sie, zum Theil schon mehrmals, gehört haben, ist mir mit die ausgezeichneteste Freude und Aufmunterung für dieses Geschäft. Aber ich sehe auch Frauen hier, die meine Lehrerinnen seyn können, besonders über das weibliche Leben, welches sie, aus eigenen Erfahrungen, in seinen mannichfaltigsten Gestalten, kennen, und

mit ihrem Beispiele darstellen in seinem sittlichen Reize und Glanze. Ich kann, bei gereiften Frauen und Jungfrauen, nicht die Gleichheit der Ansichten und Gefühle, nicht die unbefangene Empfänglichkeit für Alles was ich sagen werde, voraussetzen, wie bei jungen Mädchen. Ach ich darf kaum hoffen, auch nur Denen Genüge zu leisten, die, grade aus frohem Angedenken an den einst von mir erhaltenen Jugend-Unterricht, in diese Vorlesungen mit gekommen sind. Denn wie nun, wenn das, was sie damals anzog und fesselte, mehr in ihnen lag, als von mir kam? wie, wenn ihre damals noch ungetrübte Jugend, ihre noch rosigte Phantasie, wie Allem um sich her, so auch meinen Vorträgen ein schöneres Licht lieh, und die Lehren, der Weisheit als Grundstoffe aufnahm, aus denen sie sich die Welt ihrer Wünsche schufen? — eine Welt, die leider! nachher nie zur Wirklichkeit gedieh, oder (was schmerzlicher ist) wieder zerstöhret wurde?

Doch! es gilt ja der Wahrheit, sittlicher Wahrheit, dem Heiligen und Ewigen im Menschen, dessen Wort in jeder Menschenbrust sein Erwiederungs-Wort findet. Ich spreche über sittliche Gegenstände zu Personen des weiblichen Geschlechts, die für dergleichen immer und überall zartere, tiefere Empfäng-

lichkeit haben, als die Männer. Und was einst meine jungen Lehr-Schülerinnen mir aufs Wort glauben mußten, darüber kann ich mich hier, bei den Gereiften, auf ihre eigene Erfahrung berufen. Jene endlich, die mich einst so hörten, haben zum größern Theil die damaligen Wahrheiten, jetzt — ich möchte sagen, durchgelebt; Dieses richtig, Jenes bewährt gefunden; und Manches vielleicht, was Sie damals nicht genug beachteten, nachher ach nur zu wahr!

Hauptsächlich aber bin ich mir bewußt: „ich meine es redlich und herzlich!“ — Daß eine jede meiner Zuhörerinnen auch nur einige lichtere Ansichten mehr für das Leben, einige frohere Gefühle mehr aus dem Leben gewinnen möge; daß das zarte Gemüth sich als solches erhalte, die jugendliche Seele zu großen Entschlüssen sich begeistere, die Dulderin zu ihren schweren Opfern sich stärke; daß dem Manne, dem Vater, dem Bruder — dem Gesellschafter und Hausgenossen, daß insbesondere den Kindern Ihres nächsten Kreises wohler werde, (wäre es auch nur für einzelne Stunden) durch Erwägung und Bewahrung dessen, was Sie hier hören, und (noch wichtiger!) was Sie, auf Veranlassung des Gehörten, sich selbst hier sagen; daß, wenn Sie einst aus dem Kreise der Ihrigen von hinnen scheiden, fromme Ge-

fühle und frohe Erinnerungen, auch als Töchter dieser Stunden, Ihnen das Sterbekissen freundlich zurecht legen, und segnend das Auge zudrücken helfen mögen — das ist mein Wunsch, das soll mein Streben seyn. Für einen solchen Zweck darf man, muß man, getrosten Muth haben.

Ich werde in diesen Vorträgen, vor dem Edeln und Liebenswürdigen an Ihrem Geschlechte, huldigend mich beugen: dann will ich nicht schmeicheln, sondern nur gerecht seyn. Ich werde die Fehler unsers Geschlechts, insbesondere die im Verhältnisse zu dem weiblichen, ohne Schonung rügen. Natürlich kann ich damit Sie nicht gegen die Männer erbittern wollen (wer wird denn Waffen gegen sich selbst schärfen?) sondern ich will, ich muß, nur wahr seyn. Nun, Meine Geehrten! Wenn ich denn, wo sich das nahe legt, auch die weiblichen Schwächen, diejenigen Aeußerungen der allgemeinen menschlichen Fehlerhaftigkeit, die grade am öftersten und sichtbarsten beim weiblichen Geschlechte sich zeigen, zur Sprache bringe, — nun so kann, so darf Keine von Ihnen mich dessen fähig halten, daß ich beleidigen oder kränken, oder daß ich auch nur hartherzig richten und verdammen, wollte. Warnen, bessern, veredeln will ich; — soll ich, gemäß dem Auf-

frage, den Sie selbst mir gaben, indem Sie bei moralischen Vorlesungen als Zuhörerinnen erscheinen. — Ich soll das, es koste mich, was es wolle; und wäre es jenes Wohlwollen und Vertrauen selbst, das Sie zu mir geführt hat! Was jedoch nie, ohne meine und Ihre Schuld zugleich, der Fall seyn kann.

Gehen wir, Meine Zuhörerinnen, von diesem Gesichtspunkte mit einander aus: nun! so sind alle weitere Bedingungen und Bitten, deren ich sonst wohl allerdings so manche zu machen hätte, überflüssig. Von selbst werden Sie dann gerecht seyn, erstens gegen die Sache. Und wenn denn auch Dieses oder Jenes vorkommt, was Einzelnen anders scheint, so werden Sie voraussetzen, daß es darum doch wohl das Wahre seyn könne, oder gewiß wenigstens auch seinen Grund habe. Sie werden ferner einsichtig sich erweisen, in Hinsicht auf den Vortrag. Und also es sich nicht befremden lassen, hier zu hören, was freilich noch unpassend wäre für das junge Mädchen in der Schule, aber was der gereiften Jungfrau zu wissen rathsam, so wie der Gattin und der Mutter zu beobachten durchaus nothwendig, ist. Sie werden billig seyn, gegen meine Person; und wenn ich da und dort einmahl im Ausdrucke mich vergreifen sollte, ihn stillschwei-

gend bei sich selbst berichtigen, mit der Ihrem Geschlechte so eigenen Feinheit und Zartheit; und wenn etwas einer schiefen oder übel wollenden Auslegung auch wirklich fähig seyn könnte, diese ihm darum doch nicht geben. Sie werden endlich höheren Sinnes seyn, für sich selbst. Das heißt: Sie werden nie vergessen, daß Vorlesungen, welche in das wirkliche Leben eingehen, es nicht vermeiden können, von allen einzelnen Lebens-Verhältnissen und Zuständen zu sprechen. Wenn ich dieß aber nun thue, wenn ich von Frauen, von Müttern, von Witwen, von Unverehelicht-Geliebten spreche, so sind das ja nicht nur eben die hier gegenwärtigen, sondern alle, die zu diesen Verhältnissen überhaupt gehören, und je gehört haben. Wenn ich Gemälde und Züge aufstelle, so werden Sie nicht die Originale dazu im nächsten Kreise Ihrer und meiner Bekanntschaft aufsuchen. Ich habe früher ja auch anderwärts gelebt; ich habe von hier aus nähere und entferntere Reisen gemacht; und giebt es denn nicht auch eine sehr wahre wirkliche Welt in gewissen Classen von Büchern? Und überhaupt! Um das Beziehen und Anwenden dessen, was man in moralischen Darstellungen hört und liest, ist es wohl eine treffliche Sache, — aber nur, wenn man diesen Gebrauch davon an sich selbst

zunächst macht. Auf Andre dabei hinzudeuten — nun! in wie fern das edel ist, überlasse ich Ihnen selbst zu entscheiden: aber daß es sehr gefährlich ist, davon giebt das den Beweis, daß, die sich daran gewöhnt haben, am Ende sich selbst so ganz aus dem Auge verlihren, daß, wo alle Welt fast unwillkürlich ausruft: „das ist der, das ist die!“ — die getroffenen Personen selbst ganz unbefangen fragen: „wem mag das wohl gelten?“

Und so sei es denn gewagt! Und wie es hier dem wirklichen Leben gilt, wie das, was hier wird gesprochen werden, aus dessen Beobachtungen und Erfahrungen genommen ist, so schreiten wir also auch sofort rasch mitten ins Leben ein, ohne in den Vorhöfen der Schule uns zu ermüden; ohne auch selbst im innern Heiligthume der eigentlichen Wissenschaft lange zu verweilen; damit nicht, in dessen ehrwürdiger Dämmerung, das ungeübte Auge sich stumpfe für richtiges, schnelles Auffassen der Wirklichkeit = Gestalten und Erscheinungen des Lebens.

Zweite Vorlesung.

Die

Bestimmung des weiblichen Geschlechts.

Ob schon die Einleitung, Meine Verehrten, Ihnen versprach, Sie nicht aufzuhalten mit fernher beginnenden Vorbereitungen; so bedürfen unsre gemeinschaftlichen Erwägungen doch, wie Sie von selbst einsehen, eines unverrückt uns vorschwebenden Zieles, welches wir dabei ins Auge fassen, eines bestimmten Standpunctes, von dem wir zusammen auszugehen haben. Die heutige Betrachtung also beschäfftige sich mit der Bestimmung des weiblichen Geschlechts im Allgemeinen.

„Aber kann wohl, über die Bestimmung des Weibes, ein Mann unpartheiisch sprechen, da die Männer nun einmal das weibliche Geschlecht in gewisse enge Grenzen eingewiesen haben; und also auch der Billigere wohl leicht sich täuschen wird, zu glauben: was einmal ist, müsse so seyn?“

Sie haben Recht! Ich fühle, ich kann bei diesem Geschäfte nicht behutsam genug ver-

fahren. Also mache ich Ihnen einen Vorschlag! Es ist doch wohl anzunehmen, was des Menschen eigentliche Bestimmung ist, dazu wird sein weiser Schöpfer einen überwiegenden Hang in seine Natur gelegt haben; das wird sich, schon bei der ersten Entwicklung derselben, zeigen.

Beobachten wir also Kinder! Mit Puppe und Wiege und Wirthschafts-Geräth spielt das kleine Mädchen im traulichen Winkel; während dem Knaben, mit seiner Peitsche, Klapper und Trommel, die ganze Reihe von Zimmern zu eng ist. Nachmachen alle häuslichen Geschäfte, mit dabei helfen wo sie irgend kann, mag Jene so gern; während Dieser, für seinen Thätigkeits-Trieb, immer gern eine eigene, oft abentheuerliche, Welt sich schafft. Gefallen will, Freude machen will, Liebe haben will das Mädchen; der Knabe sucht Lob und Bewunderung, und gefällt sich, trohig, selbst in erhaltenem Tadel, sobald er ihn nur für eine Anerkennung seiner Kraft und seines Muthes ansehen kann. Der Knabe ist verlegen, ja wird nicht selten unwillig, wenn er geliebkoset wird; er schämt sich gleichsam, seine größere Welt, seine Schule, seinen Spielplatz, in's Haus zu tragen. Wenn aber das Mädchen aus dem Hause geht, so freut sie sich schon im voraus darauf, was sie nun, wenn sie zurückkommt, an Vater und Mutter

und Geschwister, oder wär' es auch nur an die Diensthboten, zu erzählen haben wird.

Ferner! Heben wir einige Beobachtungen über die Eigenthümlichkeiten der Erwachsenen aus. (Dabei aber eine Erinnerung ein für allemal. Was angeführt wird, ist nur die Regel und soll nur als solche gelten. Jede Regel hat ihre Ausnahmen. Das bewährt sich wohl bei nichts so sehr, als bei dem geistigen Unterschiede der Geschlechter. Es giebt Männer, die nichts weniger als männlich sind, und dagegen Frauen von hohem Manns-Sinne und fester Männer-Kraft.) — Kein Frauenzimmer findet so leicht einen Mann schön, der wie ein Frauenzimmer aussieht; und gerade die kräftigsten Männer suchen und lieben am Weibe vorzüglich das Stille und Zarte. Frauenzimmer lieben das Stille und Milde; bis so weit, daß sie nicht einmal gern laut sprechen hören. Mannspersonen machen mit Allem dem in der Regel einen weit größern Aufwand, als nöthig wäre. Schränkt sich ja doch nicht selten ihr ganzes Wirken bloß auf — Geräusch-machen ein.

Kein Vorwurf empört den Mann so heftig, keinen nimmt er gleichsam so geradezu als Vernichtung seines ganzen Wesens, als den der Muthlosigkeit, der Schwäche. Also Kraft ist der eigenthümliche Charakter des Mannes! Ein Frauenzimmer dagegen fühlt

sich durch nichts so tief gekränkt, als durch die Schmähung von Häßlichkeit und Widerlichkeit. Also: Reiz ist das, worauf das Weib von der Natur angewiesen sich fühlt. Zu lieben und geliebt zu werden, — o! wenn es nicht anders seyn kann, auch nur betrogen zu werden durch bloße äußere Zeichen von Wohlwollen — ist so sehr-Bedürfniß des weiblichen Herzens, daß schon Manche die glänzendsten Aussichten, Vermögen, Gesundheit und ihr ganzes Lebensglück dafür hingegeben hat. Während der Mann nach Ehre und Ruhm geizt; gleichviel um welchen Preis, selbst um den des Hasses; gleichviel mit welchen Mitteln, wär's auch mit dem, daß er aller öffentlichen Meinung geradezu Trotz bietet.

Mit dem Allen in Uebereinstimmung finden wir auch die eigentliche körperliche und geistige Natur beider Geschlechter. Alles ist an dem Körper des Mannes kräftiger, straffer, rauer; Alles an dem des Weibes zarter, feiner, milder. Um das Weib zu ihrer Hauptbestimmung: Mutter zu werden, körperlich fähig zu machen, mußten (dies ist die wesentlichste Grundlage alles physischen Unterschiedes zwischen den beiden Geschlechtern), mußten ihre Fasern und Muskeln schlaffer, nachgiebiger seyn. Daher denn aber auch der Kreislauf des Blutes weniger elastisch; daher das Blut selbst wässriger. Und daher mehr

Stärke und mehr Willigkeit, als wir Männer haben, etwas zu dulden und zu verschmerzen; daher mehr Geneigtheit, Widriges zu fürchten und schon bei dem Anscheine von Gefahr zu zagen; daher weniger Kraft, und schon daher auch weniger Muth und Entschlossenheit, Widriges von sich abzuwehren.

„Nun! und daher also wohl auch alle andere Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geistes und Gemüthes?“ Ich muß gestehen: mit nicht geringem Befremden las ich einst bei einem sonst sehr verständigen Philosophen die Bemerkung: „Alle geistige und sittliche Verschiedenheit zwischen beiden Geschlechtern könne ja doch bloß vom Körper herrühren, und nicht daher, daß Männer und Weiber verschiedene Seelen hätten!“ — Warum denn das nicht? So gut, zwischen Seele und Seele, bei dem männlichen Geschlechte selbst, ein gewaltiger Unterschied ist, und ein Geist, der als Religions-Stifter, Gesetz-Geber, Dichter, auf Millionen und Jahrtausende wirkt, unmöglich derselbe seyn kann, als ein anderer, der dem Leibe bloß Futter zu trägt: warum könnte denn nicht, zwischen den Seelen der beiden Geschlechter, eben so wohl, als zwischen ihren Körpern, ein allgemeiner Geschlechts-Unterschied statt finden? warum nicht die Seele des Weibes, eben als solche schon,

zarter und geistiger seyn? Gewiß ist es wenigstens, daß in der Regel Frauenzimmer einen schärfern Blick und auffassendere Aufmerksamkeit haben für das, was um sie her vorgeht, ein richtigeres Schnell- und Zartgefühl für das Schickliche, das nun eben gerade hier Nöthige; eine vorherrschende Natur-Unlage für alles Praktische. Gewiß ist es, daß eine stets empfindliche, für Alles reizbare, Theilnehmung an Allem, ein lebendiges Mitgefühl für oder wider Personen und Gegenstände, ein schnelleres und tieferes Mitleid für jedes Leiden, jede Verlegenheit, auszeichnendes Eigenthum Ihres Geschlechtes ist. Und eben so der strengste Sinn für Wohlanständigkeit, eine heilige Scheu vor Allem, was in seiner Art groß und ehrwürdig erscheint, fromme Unterwürfigkeit unter die höhere Macht und stille Sehnsucht nach dem Ewigen.

Nach außen, nach außen, in die Weite und Ferne, strebt der Mann und Alles in dem Manne; die trauliche Stille dagegen ist des Weibes Element, sein Inneres ist seine Welt nicht bloß, ist ihm die ganze Welt überhaupt.

Und so hätte uns denn wohl, dünkt mich, die Natur selbst mit dem Weibe, aus der weiten großen Welt, herausgeführt in die nächste eigene Welt jedes Menschen, in das Haus. Hier also haben wir die Bestimmung des Weibes zu suchen.

Und was ist sie hier? — Gehen wir von dem aus, was Alle des Geschlechtes seyn sollen und seyn können, von kleinsten Mädchen an auf dem Arme des in ihr frühlichen Vaters, bis zur hochbejahrten Armen-Stifts-Frau, die als Nachtwacherin an einem Sterbe-Lager sitzt. Diese erste allgemeinste Bestimmung des Weibes ist: Gesellschafterin zu seyn; und, als solche, durch theilnehmendes Gespräch, schon durch freundliche Gegenwart und Nähe, angenehme Empfindungen zu geben, aufzuheitern in Sorgen, Widerbriges vergessen zu machen. Aber der Mensch lebt nicht von Worten und Blicken allein; das Leben hat ebenfalls die, — wenn denn eben auch nicht wichtigeren, so doch — gleich unentbehrlichen, Bedürfnisse der Nahrung, der Bekleidung und einer Menge von häuslichen Bequemlichkeiten. Für diese denn zu sorgen, ist des Weibes zweite Bestimmung; zu welcher zwar nicht Alle unmittelbar in der Art berufen werden, daß sie an der Spitze einer Haushaltung stehen; aber doch Viele in so weit, daß sie mehr oder weniger unmittelbaren Antheil an der Verwaltung haben. Was zu den Pflichten dieses Verhältnisses gehört, brauche ich hier nicht anzuführen. Aber auf dessen Einfluß lassen Sie mich aufmerksam machen. Da wir Menschen nun einmal sinnliche Geschöpfe sind, und der Körper auf

die Seele einen, ach nur zu mannichfaltigen und bedeutenden, Einfluß hat: so kann es durchaus nicht gleichgültig seyn, wie des Leibes Leben in uns sich fühlt, und wie die nächste Außenwelt auf dasselbe wirkt. Und wenn also gesunde Nahrung, bequeme Kleidung, reinliche Wohnung, freundliche häusliche Umgebung, jenes Leben des Leibes pflegen und gestalten: so tritt dadurch das Verdienst des Weibes, als Hauswirthin auch, auf eine weit höhere Stufe sittlicher Wichtigkeit, als die gemeine Ansicht ihm zugestehen mag.

Die Gesellschafterin und Hauswirthin erscheinen vereint in der Ehefrau. Als solche ist sie, ihrer ganzen nächsten Umgebung, die sorgsame, immer thätige, nie ermüdende, liebevoll = anspruchlose Ordnerin und Pflegerin des äußeren Lebens; ist alles dieß ganz vorzüglich ihrem Gatten; Ihm aber nun noch insbesondere, und ausschließlich, Gesellschafterin im höchsten, edelsten Sinne des Wortes, die treueste Lebens = Gefährtin, die innigste Freundin für Freud' und Leid; sein zweites Ich, in welchem das erste finden soll, was selbst es nicht hat und nicht haben kann.

Auf ihrer höchsten, weltbürgerlichen wie sittlichen, Höhe endlich erscheint das Weib als Mutter. Sie ist es, die dem Menschen das Leben

giebt und seine Leibes = Kräfte; Sie, die des Geistes erste Regungen weckt, des Gemüthes erste Gefühle pflegt, des Willens erste Aeusserungen lenket; die für die ganze große Welt, von ihrem Schooße aus, den Erdbewohner bildet und dem, von ihr ins Dasein geleiteten, unsterblichen Geiste, selbst für seinen Weg nach der Ewigkeit, die erste Richtung giebt. Daher bezieht sich bei dem Weibe Alles, in ihren Anlagen und Neigungen, auf dieses Verhältniß der Mutter; daher, auch bei denen des Geschlechtes, welche nicht Mutter sind, dieses fast unwillkürliche Streben, dennoch die Pflichten einer Mutter zu erfüllen, die Freuden einer Mutter zu genießen. Daher das höchste Selbstgefühl des Jammers, wie der Seligkeit, das einer Mutter.

„Aber mit dem Allen“ — spricht vielleicht, da oder dort, eine einzelne Stimme unmuthigen Tones — „hat das Weib doch nur immer eine Bestimmung bloß für das Haus; keine für die Welt.“ Nun ja! Man hat in neuester Zeit dem weiblichen Geschlechte einen Wirkungskreis anweisen wollen, auch auf dem weiten Schauplatze des bürgerlichen und öffentlichen Lebens. Aber wenn selbst eine Frau (die Engländerinn Wolstonecraft), mit Ansichten dieser Art „über die Rechte des Weibes“ schreiben konnte, so hatte sie wohl die Freuden des Weibes nicht

zugleich mit erwogen; und „die bürgerliche Verbesserung der Weiber“, welche der geistvolle Hippel empfahl, möchte der sittlichen Veredlung und häuslichen Beglückung des Geschlechtes, wohl mehr Eintrag thun, als sie fördern. Schwerlich hätte ein Gatte und Vater dieses Buch geschrieben. Hippel war kei-
nes von beiden.

Stoßen doch, schon bei uns Männern, die staatsbürgerlichen und die menschlichen Verhältnisse so oft feindselig gegen einander an; müssen wir doch schon, nicht bloß so oft unsere Freuden dem Beruf aufopfern, sondern verlieren wir ja doch nicht selten leider sogar einen Theil unsers Charakters, und wenigstens unsre schmerzlicheren Gefühle, an die staatsbürgerlichen Verhältnisse. Wie viel Schlimmeres noch wäre dießfalls für das weibliche Geschlecht zu fürchten; da bei ihm, von dem weisen gütigen Schöpfer, Alles so unmittelbar auf das Rein-menschliche begründet ist.

Daß dem wirklich so seyn würde, daß die eigne Welt des Weibes, das Haus, unendlich dabei verlieren müßte, wenn zugleich auch die weitere Welt ihr Berufskreis wäre, können Sie jetzt ja schon an manchen Künstlerinnen und andern Frauen sehen, die ihr Erwerb viel aus dem Hause ruft und hält. Denn wenn ich auch von den gemeineren Seelen, die

ihre Pflichten der Hausfrau, Mutter und Gattin gröblich verletzen, schweigen will — ach! selbst die Edleren unter jenen Frauen, welche Kämpfe, welche Schmerzen haben sie nicht zu bestehen, in dem Zusammentreffen und dem Widerstreite ihrer Pflichten! Und sollten Sie, meine Verehrtesten, nicht insgesammt die Bemerkung gemacht haben, daß sogar das nothgebrungene Betreiben männlicher Geschäfte für einzelne Verhältnisse den Personen Ihres Geschlechtes leicht gewisse Eigenheiten mittheilt, wodurch sie bald weniger zart, bald weniger würdig, und immer fast weniger glücklich erscheinen?

Und wirken Sie denn etwa nicht auf die größere Welt?

Als jüngst Europa aus tausend Wunden blutete, waren es da nicht die Frauen, welche, in heiligen Vereinen, die Opfer des Krieges heilten, nährten, kleideten; und in ihren Zurückgelassenen trösteten und belohnten? — Auch in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ist es ja von Ihrem Schooße aus, daß das Kind zuerst dem Leben zulächelt; an Ihrer Nähe bildet sich der Jüngling; durch Ihre treue Hilfe gewinnt der Mann seinen bürgerlichen Werth, (denn was der Mann für die Welt ist, kann er nur seyn, wenigstens mit Freudigkeit nur seyn, in so fern

das Weib im Hause ihm ist, was sie seyn soll von Ihrem innigen und thätigen Mitgefühl hat das Alter seine Pflege und jede Art von Elend seinen freundlichsten Trost. Und der gesammten sittlichen Welt sind die Frauen und Jungfrauen die Priesterinnen alles Zarten und Heiligen.

Und dieses Letztere insbesondere, Vieles aber auch von dem früher Erwähnten, sind Sie, ohne künstliche Berechnung und mühevollen Anstrengung, schon durch Ihr bloßes Da = seyn, und, wenn ich mir das Wort erlauben darf, durch Ihr So = seyn, wie sie sind. Ferner! Sie hängen mit Ihrem Haus- und Herzens-Verufe, weit weniger, als die Allermeisten von uns Männern mit ihren Weltgeschäften, von der Mitwirkung Anderer ab; sondern bloß von der eigenen Liebe und Treue. Und endlich, wenn wir Männer im höhern Alter unsrer Berufswelt je länger, desto gleichgültiger, ja gewöhnlich lästiger werden, so bleibt dem Weibe seine häusliche Wichtigkeit, bis zu dem letzten Verlöschen der Lebens = Flamme. Denn auch von ihrem Ruhe = Sessel, ja selbst vom Lager der Entkräftung aus, kann das Weib noch über die Kinder wachen, noch dem Hause rathen.

O wahrlich! ungleich mehr ein Wort der Liebe, für Euch, ihr Guten, und für Uns, als Wort des strengen Ernstes ist es, wenn unsre Bibel sagt: „das Weib schweige in der Gemeinde!“

Seid denn zufrieden, seid dankbar ob Eurer Bestimmung!

Dritte Vorlesung.

Die

Bestimmung des Menschen überhaupt.

So genüßreich, so ehrenvoll die weibliche Bestimmung uns erschien, zufolge der Erwägungen in unsrer zweiten Zusammenkunft, so hoffe ich doch, es hat Ihnen das Alles noch keine volle Genüge gethan. Die Umsicht von jenem Standpunkte aus muß Ihnen — dankt mich, erwarte ich! — zu beschränkt gewesen seyn; Sie müssen sich in jenem Kreise, trotz der Menschenmenge, die sich da an Sie andrängte, in gewisser Art doch einsam, — bekümmert müssen Sie sich gefühlt haben, in so fern Sie den Kreis zu eng fanden, zu eng für das Bewußtseyn Ihrer Kräfte, wie für das Gefühl Ihrer Bedürfnisse.

Sie hatten Recht! denn bis jetzt war nur die Rede von dem Verhältnisse des Weibes zu der menschlichen Gesellschaft. Alles, was Sie aus dem seither Erwogenen gewinnen konnten, war die Einsicht: Daß also hast Du zu leisten, daß bist Du zu fordern berechtigt, als

Weib. Aber Sie sind ja nun auch zugleich Mitbestandtheile des großen Ganzen, welches wir die Welt nennen; Sie sind Menschen — vernünftige, sittliche, unsterbliche Geister. In welchem Verhältnisse stehen Sie nun als solche? welches ist Ihre allgemeine höhere Bestimmung, auf die sich die besondere Bestimmung des Weibes gründet; aus der diese ihr eigentlich Beglückendes, so wie ihre Heiligkeit erhält?

Wenn Sie hintreten, gleichsam in die Mitte der Welt, Ihren Blick jetzt beobachtend und forschend um sich her gerichtet, und dann wieder ihn, sinnig und ernst, in Ihr Inneres gefehrt: so kommt nicht sogleich eine Reihe von Pflichten gegen Sie selbst und die Mitwelt auf Sie zu, sondern Anderes — Fremdes, Höheres, Schauerliches zum Theil, — drängt sich Ihnen entgegen, ergreift Sie mit unwiderstehlicher Gewalt, hält unentwindbar Sie fest; und durchdringt Ihr ganzes Gemüth mit einer eigenthümlichen Weihe stiller Seligkeit, wie tiefer Scheu. Sie finden nehmlich, bei irgend einiger Aufmerksamkeit für das große Wunder-Ganze der Welt, und für den Einfluß dessen, was um Sie her geschieht, auf Sie selbst, — Sie finden: So Vieles ist und geschieht um mich her, wobei ich durchaus nichts thun kann. Es geht die Sonne auf und unter, es wacht das

Sternenheer in seinen heiligen Reihen, es wechseln Frühling, Sommer, Herbst und Winter; und Frost und Hitze, und Sturm und Regen; es wüthet und mordet der Krieg, es segnet der Friede; es entstehen und vergehen Reiche; die Geschlechter der Menschen kommen und gehen: und ich kann zu dem Allen nichts thun, als wünschen, hoffen, mich ängstigen; ich kann dabei nichts thun, als höchstens — und auch das nur hier und da — verhüten, daß es mir und den Meinigen nicht zu viel schade; als nur mich bemühen, wie ich von seinen Vortheilen irgend etwas auch in meinen nächsten Kreis herein ziehen möge.

Woher nun und wie geschieht das Alles? nach welchen Gesetzen, zu welchem Zwecke? mit welchen Gesinnungen und Absichten namentlich in Hinsicht auf mich? Und in welcher Verbindung stehet damit, was ich als die Bestimmung des Weibes erkannt habe?

Wohlan! verweilen Sie in diesem Anschau der großen Welt-Unermesslichkeit länger, dringen Sie tiefer ein, mit Blick und Gefühl, in das Räthsel der Schicksals-Erscheinungen: und Sie ahnden, Sie fühlen — Sie erkennen deutlichst und bestimmt: Nicht von sich selbst konnte Alles dieses entstanden seyn, nicht durch sich selbst vermochte es sich zu halten; nicht aus

sich selbst nimmt, was da fortgeht, seinen Gang. Eine Kraft aller Kräfte war es, die Allen, was besteht, das Daseyn gab; Ein Leben ist, aus welchem, als dem Urquell, alles Leben strömt; alles, alles; ob es im Staube sich rege, ob es die Lüfte durchfliege; ob es in eines Menschen Brust Schmerz oder Freude athme, und in unaussprechbaren Gefühlen sich hindränge zu seinen Urquell. — Es ist es ist — ein Gott!

Noch einmahl umher geschaut über die weite Erde, und auf in die Unermesslichkeit der Himmel: und es drängt sich von den Gebirgen, die über die Wolken steigen, aus den Wogen, mit denen das Meer der Erde Lande umrauscht, von den Ketten, mit denen das ganze Erdrund gebunden ist, so viele Millionen Meilen hindurch, an die Sonne — es drängt sich in den betäubten Geist die Ueberzeugung: Gott ist allmächtig.

Sie verweilen jetzt, mit tiefer forschendem Blicke, auf einzelnen der Gegenstände, deren Gesamtheit Sie betäubte, und je genauer Sie betrachten, gleichviel welche Natur-Gegenstände, oder welche Natur-Erscheinungen, je länger und ernster Sie achten auf des einzelnen Menschen-Schicksals Einverflechtung in das unabsehbare Ganze, desto beruhigter sagt Ihre Vernunft: Die unendliche Macht ist zugleich die

unendliche Weisheit. Und schon ist es Ihnen kein Räthsel, ist es nicht einmahl die Frage mehr, wozu denn nun jene Macht geschaffen habe und erhalte, diese Weisheit ordne und lenke: denn der Blick auf die Mücke, der da wohl ist im Abend-Sonnen-Strahle, auf die Heerde, die im Thale weidet unter dem Morgen-Gesange der Vögel des Waldes, und vor Allem Ihr Selbstgefühl: „ich lebe und liebe und bin geliebt und kann mich freuen und danken“ erfüllt Ihr ganzes Gemüth mit dem Gefühle: „Gott ist die Liebe.“

Und nicht gestört oder vermindert, sondern erhöht vielmehr wird dieses Gefühl, wenn Sie erwägen, wie für vernünftig-sittliche Wesen des Lebens Wohlgefühl wahr, rein, und sicher nur aus des Sinnes Lauterkeit, des Willens Heiligkeit, des Thuns Rechtmäßigkeit entspringet. Gott könnte Gott nicht seyn, wenn er nicht heilig wäre und gerecht.

Und mit dieser unendlichen Fülle des Lebens umfaßt des Lebens Urquell die ganze Unermesslichkeit des Weltalls, bis auf jeden ihrer kleinsten einzelnen Punkte, und dringt ins tiefste Innere des Geistes und Gemüthes, wissend, was dem Denkenden und Fühlenden selbst noch unbewußt ist; — und es strömt diese Quelle von Anbeginn ohne Anbeginn, sie strömt fort ohne Wechsel

und Wandel, und keine Zeit wird die Ewigkeit enden sehen. Allgegenwärtig, allwissend, ewig ist der Herr.

Es ist ein Gott! und Sein ist die Welt! Wie Allen, was da ist, Er das Daseyn gab und die Kraft, so weist er Allen auch seine Stelle an, seine Einfügung in das große herrliche Ganze; auf daß eben dieses ein Ganzes werde und ein herrliches. Er sprach zum Sandkorne: lieg' du gerade hier, um zu liegen, und festigen zu helfen meinen Erdenbau; und zum Ströme: ströme nach dorthin, Fruchtbarkeit den Ufern zu bringen, Nahrung zu bieten den Anwohnenden, Güter hinzutragen, Einsichten heranziehen, mittelst deiner Mündung über die Meere; sprach zu den Thieren in Feld und Wald: nähret euch, mehret euch, wehret euch; aber dient meinen Menschen! Auf daß auch er nicht bloß lebe, sondern es wisse; und sich fühle als ein höherer, denn ihr alle seid; sich erheben lerne zu dem Gefühl: „er sey meines Geschlechtes.“

Seines Geschlechtes also sind wir; göttlichen Ursprungs, göttlicher Natur, göttlicher Bestimmung!

Allerdings steht in so mancher Hinsicht der Mensch nicht über der Pflanze. Der Säugling gleicht der Blumen-Zwiebel des Vorfrühjahrs im

Zimmer, welche, mit jeder Woche, jedem Tage, irgend einen Lebenstrieb mehr entwickelt; der Greis gleicht der welkenden Fruchtstauden des Gartens im Spätherbste. In anderer Beziehung hat der Mensch, ach! oft nur zu viel Aehnliches — nein! zur Schonung ihres Zartgefühls will ich nicht sagen: „mit dem Thiere,“ also nur: — mit gleichviel jedem lebendigen Wesen; mit denen der niedrigsten Gattung, wie mit den edlern. Daran erinnern uns die täglichen Bedürfnisse der Lebens-Erhaltung, die verschiedenen Aeußerungen des Lebens-Gefühls, und alle die Neigungen und Triebe, welchen die Natur das Gedeihn und die Pflege des Lebens auf der Erde übergeben hat.

Eben dieser Mensch aber nun — obwohl ausgehend mit der Pflanze von Einem Punkte, und sich nähernd dem Thiere in andern, — ist darum doch, seinem eigentlichen Wesen nach, ein Geist; ein Wesen, welches alle seine Natur-Anlagen und Kräfte zusammen faßt im Selbstbewußtseyn; gebraucht nach freiem Willen; lenkt mit moralischem Sinne. Er ist das einzige Wesen in der um ihn her sichtbaren Schöpfung, welches weiß, woher es kam, und fühlt, wohin es strebt und geht; das einzige, welches einen wunderbar mächtigen Trieb in sich fühlt, nicht sich selbst bloß zu leben, sondern Andern auch;

und bei seinem Thun und Lassen, (sey es nun in planmäßigen Bestrebungen, sey es in dunkeln Ahnungen) stets zu berücksichtigen auch das gesammte große Ganze.

Was wird, was muß nun wohl dieses Wesens Bestimmung seyn? Natürlich hat der Mensch, wie seine Natur, so auch seine Bestimmung gemein, zuvörderst ebenfalls mit der Pflanze. Wie diese sich allmählig entwickelt und ausbildet, um sich zu entfalten mit Fülle, aufzublühen in Schönheit, zu reifen zur Frucht und in Früchte: so will und soll der Mensch sein Daseyn erhalten und zum möglichst-vollen Seyn bringen. Er hat seine Bestimmung gemein ferner mit Allem, was da lebt. Nämlich: dieses Daseyns Bedürfnisse in der Art zu befriedigen, daß er in Wohlgefühlen dessen sich bewußt wird. Aus Beidem folgt: der Mensch ist — (damit Sie, meine Zuhörerinnen, einem schon oft gehörten Ausdrucke auch hier wieder begegnen) — der Mensch ist zur Glückseligkeit bestimmt.

Aber nun scheidet sich sein Weg von dem der übrigen Erden-Mitschöpfung. Der Mensch ist nicht allein zum persönlichen Wohlgefühle bestimmt. Wenn schon seine Natur um so vieles, erhabener ist, als die Natur aller Wesen rings um ihn her; wie sollte nicht auch seine Bestimmung eine höhere seyn? Sie muß das seyn!

Denn das bloße Daseyn, um irgend eine sonstige Lücke in dem großen Ganzen der Schöpfung auszufüllen, hat etwas Verächtliches für ein Wesen, welches den Begriff dieses Ganzen aufzufassen vermag, und, in allen seinen Vorstellungen, Vergangenheit und Zukunft mit seiner Gegenwart verbindet; für ein Wesen, welches einen Gott sich denkt. Der Trieb zum Wohlfeyn, wie so leicht und wie so furchtbar führt er irre! Denn alle jene Tausende, welche an Folgen von der Uebermacht ihrer Sinnlichkeit auf Schmerzenslagern seufzen, jene Hunderte, welche durch Verbrechen den Fluch der Mitmenschen auf sich laden, alle jene Millionen, die das Leben sich ab sorgen, verängstigen und zerärgern, um Genuß, und Geld, und Ehre — sie verirren sich zu dem Allen doch nur dadurch, daß sie Wohlgefühle suchten. Ja selbst, mit dem Besitze dieser sogenannten Glückseligkeit, und mit den Mitteln dazu an und für sich, wie abhängig von Anderer Willkühr und von der Macht des Schicksals ist der Mensch! Kann denn das Kind, beim Eintritt in die Welt, seine Ausstattung an Körperkraft, an künftiger Gesundheit und Lebenslust, sich selbst mitnehmen? Blüht denn auf der Wange, glänzet im Auge, erhebt sich in der Gestalt der Jungfrau die Schönheit, nach der Jungfrau eigenem Wunsche? Hängt es auch

nur — beachten Sie das wohl! — hängt es denn von der Würdigkeit des Weibes ab, Gattin, und eine glückliche, zu werden? eine kinder-reiche und kinder-selige Mutter zu seyn und zu bleiben? Zu bleiben! denn Alles, was von außen dem Menschen zukommt, wie leicht und unerwartet, (und ach wie schmerzlich oft!) wird es ihm von außen auch wieder genommen; durch Zeit, Natur, Geschick, und in dem Menschen-Getriebe um ihn her!

Nein! nicht zu seyn, sondern zu dauern, das Leben zu leben für eine Ewigkeit, und in alle Ewigkeit es zu vervollkommen; — nicht Wohlgefühle zu haben, sondern zu geben, und darum; bei allem seinem Sinnen und Thun, nicht Sich zu meinen, und das Seine, sondern das Ganze ins Auge zu fassen, und im Herzen zu tragen — und so denn nicht bloß als Geschöpf sich zu fühlen, sondern sich zu erheben zu dem größten aller Gedanken: „selbst Schöpfer zu werden, Schöpfer von Daseyn und Wohlfeyn; und einzugreifen mit seinem Leben in die Unendlichkeit und Ewigkeit“ — — in wenige hochheilige Worte es zusammen gefaßt: die Tugend, die Gott-ähnlichkeit, ist des Menschen höhere und eigentliche Bestimmung.

Daß dem Allen so ist, und so seyn muß, entscheidet als unwidersprechlich jede ausgebildete

Menschen = Vernunft. Freundlicher, und doch noch entscheidender, spricht es die Christus-Religion aus, indem sie lehrt: „Es ist Ein Gott, in dem wir leben, weben und sind. Und dieser Gott ist seiner Menschen Vater; nach Gottes Bilde ist der Mensch geschaffen. Er soll zu diesem Bilde immer vollkommener sich erneuern im Aufschauen und Aufstreben zu Jesus Christus, des Vaters eingebornen Sohn; der nicht kam, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und selbst sein Leben gebe zur Erlösung der Welt; der seinen Namen über alle Namen erhalten hat, eben weil er gehorsam war bis zum Tode am Kreuz. Sein erstes Gebot alles höhern seligen Sinnes ist die Liebe; kein Leben zu kennen, als das in Andern und mit Andern. Seine höchste Lehre aller Weisheit: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit.“ Und der Geist von Gott selbst ist es, der zur Erreichung dieser unsrer, eigentlichen und höchsten, Menschen = Bestimmung uns „vorbereitet, kräftiget, gründet.“

So liegt die weite Welt, so Ihr stilles Haus denn jetzt vor Ihnen, meine Verehrtesten, verklärt von einem überirdischen Lichte; so stehen Sie vor Ihren Geschäften mit einem himmelanhebenden Gefühle. Ihr Seyn und Thun gehört nun nicht mehr Ihnen; sondern Ihrem Kinde,

welches seine Pflege, Ihrer Kranken, welche eine Linderung, diesem Bekümmerten, welcher Worte und Blicke des Mitgefühls von Ihnen fordert. Und auch nicht diesen ausschließlich gebietet es, dieses Ihr Seyn und Thun; sondern es ist das Eigenthum Gottes; der Ihrer bedarf zu seinem Werke an der Welt; der dazu Ihnen diese Kraft und diesen Sinn verlieh; dazu nun eben diese Gelegenheit Ihnen zuwies, und Ihren redlichen Willen unterstützt.

Alles denn nun, wodurch Gottes Absichten mit seiner Welt, zu deren möglichsten Vollkommenheit, am vollkommensten erreicht werden würden, wenn Alle es thäten, das ist jenes Rechte und Gute, zu welchem der Mensch einen so wunderbaren Trieb und Drang in sich fühlt, in dessen Befriedigung allein ihm wahrhaft wohl seyn kann. Und Alles, was, nach diesen Vorschriften des Rechtes und Guten, für jeden einzelnen Fall, in Beziehung auf den Gegenstand, welchem es nun eben gilt, diesem einzelnen Menschen zu thun oder zu lassen obliegt, ist dieses Menschen Pflicht.

Man spricht von Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, gegen Andere. Das sollte man nicht. Der Schwache glaubt dann leicht (und der Gebildetere macht eigennützig sich selbst glauben): Der nur gewinne oder verliere dabei, mit dessen Bezeichnung eine Pflicht in un-

mittelbare Verbindung gesetzt wird. Allein durch-
aus jede einzelne Pflicht-Erfüllung oder Pflicht-
Verletzung giebt oder nimmt, immer zugleich,
nach allen jenen Seiten hin. Gottes Wille ge-
schieht oder wird gehindert — des Erfüllenden
oder Verlegenden persönliches Wohl gewinnt oder
verliert — und das Beste der Mitmenschen, so
wie des gesammten Ganzen überhaupt, wird
erhöhet oder beeinträchtigt: wir mögen Recht
thun, oder wir mögen sündigen, gleichviel gegen
wen zunächst. Ob hier oder ob dort der Quell
entspringe, und wohin zuerst er seinen Lauf rich-
ten möge: er ergießet, erquickt und befruchtet
stets rings um sich her. Es giebt eigentlich nicht
sowohl Pflichten gegen irgend einen besondern
Gegenstand, als vielmehr nur Pflichten aus
jedem Gegenstande. Das heißt: Sobald ein
sittlich = weises und ernstes Gemüth einsieht:
„So oder so verhält es sich mit irgend einem
Gegenstande: so entwickeln sich, aus dieser Ein-
sicht, für dasselbe gewisse Gesinnungen so ganz
von selbst, es drängt ein gewisses Benehmen
mit solch einer moralischen Gewalt sich ihm auf,
daß das Gemüth in Widerspruch mit sich
selbst, ja in einen zerstörenden Widerstreit,
gerathen müßte, wenn es ein Andres wollte und
thäte. Nicht, als ob der Mensch nicht sittlich
frei wäre! Es steht allerdings bei ihm, ob er

dem, durch die Welt um ihn her ergehenden Rufe
Gottes, dem in die eigne Brust ihm eingeschrie-
benem Gebote Gottes, gehorchen will oder nicht;
und nur dadurch, daß wir auch unterlassen
können, erhält, was wir thun — nur dadurch,
daß das Böse auch in unsrer Wahl stand, er-
hält das Gute, welches wir erwählen, seinen
eigentlichen sittlichen Werth. Aber je inniger der
Mensch von dem Gefühle seiner Bestimmung und
Würde durchdrungen ist, je ernstlicher und aus-
dauernder er sich bemüht, sein Thun und Lassen
dem gemäß zu ordnen; desto mehr wird ihm
zum Bedürfnisse, was ihm Bestreben
seyn soll; desto herrlicher erhebt sich seine sittliche
Freiheit zu ihrer höchsten Höhe — zur selbst er-
zungenen sittlichen Nothwendigkeit. Das sittlich-
vollendete Gemüth fühlt sich von allem Unsitt-
lichen und Niedern unwillkürlich zurückgestoßen,
wie ein weiblich = zartes Ohr von jedem rohem
und rauhem Worte; es fühlt zu allem Guten
und Edlen sich hingezogen, wie das Mutterherz
zu dem geliebten Kinde. So wie diesem Herzen
und Ohre, so kommt es auch jenem Gemüthe
gar nicht bei, ein Anderes zu wollen, weil sie
andere gar nicht können.

Und darum darf, wo von des Menschen
eigentlicher Bestimmung, von Tugend und sittli-
cher Würde, die Rede ist, die Rede gar nicht seyn

von der Frage der gemeinen Menschen-Menge: „Was wird mir dafür?“ Das Höchste ist dir schon geworden, darin, daß du Dieß thun und Jenes lassen konntest; daß du dich fühlst als Werkzeug Gottes zu seiner Welt Vervollkommenung. Ob nun auch nichts, gar nichts, vom Aeußerem und Irdischem darauß zu Theil dir würde, ob du vom sinnlichem Wohlgeföhle sogar aufopfern müßtest, und Unlust auf dich nehmen und Schmerzen: des fröhlichen Selbstgeföhls innere Stimme spricht: „Mir wurde ja das Höchste! ich habe mich und Gott!“

Vierte Vorlesung.

Vom frommen Sinne.

So, Meine Verehrten! wollen wir den Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung ausdrücken; und nicht von Pflichten gegen Gott sprechen. Zuvörderst! weil das vorhin gerügte Mißverständniß mit dem Gewinne oder Verluste zunächst dessen, welchem eine Pflicht zunächst gilt, in dieser Beziehung am widerlichsten erscheint. Und dann schon darum nicht: Das Wort Pflicht hat nun einmahl, sei es auch noch so sehr mit Unrecht, genug! es hat für die Mehrzahl der schwachen Sterblichen eine so streng ernste Gestalt, daß ihr immer der Zwang zur Seite zu stehen scheint: bei Gefinnungen aber, welche so natürlich und so wohlthuend sind, wie diejenigen, welche auf Gott sich beziehen, fühlt ein zarteres Gefühl sich verletzt, wenn es auch nur von fern an Zwang erinnert wird.

Der Mensch sieht sich so abhängig vom Schicksale. Er kann nicht ruhig seyn, so lang er nicht an Einen sich zu halten vermag, der dieses Schicksal lenket. Der Mensch genießt so viel

Gutes; er sieht nicht bloß seine Leiden sich erleichtert, sondern selbst die Folgen seiner Thorheiten barmherzig gehindert und vermindert: er muß, er muß dem, eben so gütigen als weisen und mächtigen, Führer seines Lebens demüthig = anbetend, kindlich = vertrauend sich hingeben. Und daß ein solcher Sinn den Menschen auf seine höchste Höhe, selbst der Wohlgefühle, hebt, daß er das eigentliche Element ist, in welchem der Menschen = Geist leben soll, finden Sie bestätigt in einer Beobachtung, von der ich nicht weiß, ob Sie alle sie selbst auch schon gemacht haben, von der ich aber herzlich wünsche, daß Sie sie insgesammt machen mögen, weil sie eben so wichtig als erfreulich ist — ich meine die: daß ächt = religiöse Menschen in der Regel heitre, oder doch gleichmüthige, Menschen sind; daß sogar dann, wenn eine religiöse Welt = Anschauung mehr Geschäft des Verstandes bleibt, als zur Sache des Herzens wird, sie dennoch, auch schon in dieser Gestalt, eine Gefaßtheit, Sicherheit, Festigkeit der Seele hervorbringt, die sich, für das Anschauen der großen Welt = Begebenheiten, wie für das Vornehmen bei den persönlichen Ereignissen, als unendlich wohlthätig erweist.

Insbesondere aber nun bedarf das weibliche Leben eines Gottes und einer Ewigkeit, gerade bei seinen Eigenthümlichkeiten, — wenn ich so

sagen darf: am allerbringendesten. Ach das Weib ist ringsum so abhängig! sein Herz beut dem Gesichte so viele offene Stellen, von denen dieß ihm beikommen und es unheilbar verwunden kann! Und eben der Adel des weiblichen Herzens ist die Quelle seiner tiefsten Schmerzen; das nämlich, daß es lieben muß, daß es nie selbstsüchtig sich selbst genug seyn kann. Das Weib kann ja unmbglich wohl sich fühlen, wenn ihm alle in nur wohl ist; die Kinder, der Gatte, der Vater, die Geschwister, die Freundinnen, kurz! alle die nächsten Umgebungen ihres Herzens, müssen gleichfalls wohl sich fühlen, oder, auch bei übrigen erwünschtestem eiguem Wohlfeyn, leidet sie doch.

Jedes allgemeine Unglück eines Landes und Volkes, (eine Hungersnoth, eine Seuche, ein Krieg) je vielseitiger es eingreift in das häusliche Leben, desto mannichfaltiger und grausamer greift es insbesondere auch in das weibliche Schicksal und Gefühl ein. Ein einziger solcher Krieg, wie der dieser letzteren Jahre, mit seinen tausenden von Edhnen und Gatten, die er verstümmelte und mordete, mit seinen Hunderttausenden, die er aus Erwerb, Geschäft, und jeder Lebens = Hoffnung austieß, mit seinen Millionen, welche unter dessen Elende, dessen Folgen und schon dessen bloßem Anblicke seufzeten —

wer vermag es zu berechnen, mit wie namenlosem Jammer er, durch das gesammte Europa hin, insbesondere unzählige weibliche Herzen verwundet und zerrissen hat?

Welche furchtbare Eigenthümlichkeiten hat so manches einzelne weibliche Schicksal! Gattinnen, welche den Gatten auf eine eben so unverschuldete als traurige Weise verloren. Mütter, die in einigen Tagen mehrere Kinder hinter einander, alle ihre Kinder vielleicht, beweinen mußten, sind ja wohl Ihnen insgesammt bekannt. Ich kenne ein Weib, eines der geistvollsten, edelsten, deren eigenthümlichster Charakterzug eine wunderbar = innige Anhänglichkeit an die Angehörigen ihres Hauses und Herzens ist, bis auf die alten Diensthofen im Vaterhause; die, in dem Leben der Erinnerung an ihre Lieben aus der Kindheit und Jugend, nicht bloß jetzt in ihrem höhern Alter ihren süßesten Genuß findet, sondern von jeher ihn gefunden hat: und welche nun, gerade bei dieser Eigenthümlichkeit, das Schicksal hatte, ihren Gatten, zwei erwachsene Söhne, den einzigen unaussprechlich geliebten Bruder, ihre vertrauteste Freundin und ihren vertrautesten Freund, nicht bloß überleben zu müssen, sondern von ihren Verwandten und Hausgenossen, von ihren Nächsten selbst, einige durch gewaltsame, zum Theil gräßliche Todes = Urten zu verlieren und

jene Andern fast alle, Monate, Halbjahre lang, vor ihren Augen sterben zu sehen, am Geiste schon todt sie vor sich liegen zu haben — dieß Weib mit ihrer Fülle von Liebe und häuslichem Sinne! Deß etwas kommt in einem Mannes = Leben kaum jemahls vor. Und wenn denn auch: da wird es so tief nicht empfunden, schon nach der ganzen Beschaffenheit der männlichen Natur; da wird es leichter verwundet, bei der Eigenthümlichkeit der männlichen Beschäftigungen.

Selbst in dem gewöhnlichsten Laufe der Dinge, haben ja Alle Ihres Geschlechtes, öfter als wir, bald Leidende neben sich zu pflegen und zu trösten; bald eignen Schmerz oder Kummer zu tragen, oder — was oft noch peinlicher ist als jenes beides — Entbehrungen; bei welchem Allen nicht selten schon das am wehesten thut, daß es unterdrückt, verheimlicht werden muß, um anderer höherer zarterer Gefühle willen! Und endlich je tiefer ins Leben das Weib hineinkommt, desto öfter wird es um sie her. Das weibliche Alter, wie nützlich es; auch spät selbst noch, seyn kann, hat doch der Genuße weniger, schon in so fern, als ein großer Theil der eigenthümlichsten weiblichen Lebens = Annehmlichkeiten an die Jugend, oder doch an die früheren Jahre, geknüpft ist; und eben so sind seine körperlichen Schwächen und Beschwerden

zahlreicher und mannichfaltiger; und so Viele von Denen, an welchen das Herz sonst hing, alle die Wesen vielleicht, denen sie das Daseyn gab, sind hinweggestorben! Und wie so Manche des Geschlechtes drückt im Alter obendrein noch bitterer Mangel am Nothdürftigen; so Manche von Solchen selbst, welche einst bessere Tage sahen, und in den Jahren der gesellschaftlichen Huldigungen gewiß nicht geahndet hätten, daß es ihnen dereinst noch Einmahl an Brod und Heizung mangeln könne. Sogar der weibliche Tod hat, wie es scheint, — in so fern die Lebenskraft im Weibe mehr Widerstandskraft besitzet — sein eigenthümlich Schweres.

Wohl wohl mag das weibliche Geschlecht mit volstem Rechte seufzen:

„Ach ohne einen Freund im Himmel

Wer hielt es wohl auf Erden aus?“

Aber Heil Ihnen! Diesen Freund haben Sie nicht nur, sondern auch nun wieder das Eigenthümliche Ihrer Natur schließt Sie inniger an diesen Freund im Himmel an, macht Sie feliger in Gott, als je ein Mann es werden kann.

Frommer Sinn erscheint, in eben dem Grade, als Natur-Unlage des weiblichen Geistes und Herzens, in welchem er, für das weibliche Leben, als Bedürfniß sich zeigt. Denn innigst verbunden ist er mit allem Zarten und

Tiefen Ihres Geschlechtes; oder — richtiger — er geht aus diesem, fast unwillkürlich, von selbst hervor. Daher sind die weiblichsten Frauen und Jungfrauen auch die religiösesten; daher haben religiöse Zweiflerinnen auch übrigen, in ihrem ganzen Seyn und Thun, mehr Abstoßendes als Anziehendes; daher sinken Frauenzimmer, welche sich so weit vergessen können, Religions-Spöterinnen zu seyn, gewöhnlich zugleich auch so tief unter alle Würde des Geschlechtes, daß sie auch jene Scherze sich erlauben, vor denen selbst die männliche Wange erröthen muß.

„Worin nun aber äußert sich der religiöse Sinn?“ Darin, daß wir Alles, was da ist und geschieht, auf Gott und das Höhere beziehen; unser Verhältniß zu Gott uns bewußt sind, bei Allem, was wir thun, in den stets gegenwärtigen Gedanken und Gefühlen: „Von Gott kommt Alles, was geschieht im großen Welten-Plane und Schicksals-Gänge; durch Gott wird Alles gelenket, was Menschen thun und wollen: Gott richtet jede That, hört jedes Wort, schaut in des Herzens verborgenste Tiefen; und ließt es als ausgesprochenes Wort, sieht es als That der späten Ferne, was wir Unwürdiges, als Wunsch und Bild, geheim im Busen tragen; so wie denn aber auch hinwiederum alles Edle, was zunächst nur

als kaum gewagter schüchterner Gedanke, als Seufzer oder Schmerz, in der Seele keimend aufgeht."

Lebt aber Ihr frommes Gemüth ein solches Leben mit Gott und in Gott, so muß die nächste Folge davon seyn, daß sie aus Ihrem und Ihrer nächsten Umgebung Wörter=Buche, mit sittlich strengem Ernste, austreiben als Gottes=Lasterungen eine Anzahl Worte und Redens=Arten, die, wie gewöhnlich sie auch seyn mögen, dennoch, in dem Munde von Christen, zum mindesten als Unsinn erscheinen. Diese elenden Phrasen einer abgestorbenen Dichter=Sprache, welche jetzt leider auch schon zu Ausdrücken des Alltags=Lebens geworden sind, von „stiefmütterlicher Natur" von „blindem Glücke," von „Verfolgung, Laune, Lücke und Grausamkeit des Schicksals" und dergleichen — würden sie wohl die Lippe oder Feder eines Menschen von gefunden Sinnen besudeln, wenn man immer, wie man doch sollte, statt jener Heiden=Worte, das einzig=wahre christliche setzte: „Gott?" Andere Sprechweisen hinwiederum muß, wie der denkende Geist geflickentlich, so das fromme Gemüth unwillkürlich, austauschen gegen würdigere. Die Heiden hatten ein Schicksal, als selbst= und blind=gebietende Macht; Christen kennen nur Schickun=

gen ihres Vaters im Himmel. Unchristen, die sich des Namens Gottes schämten, waren es, die zuerst, statt seiner, das kalte todte Wort: „Natur" brauchten. Gedankenlosigkeit nur kann von Zufall und Ungefähr sprechen, wo schon die geschärfte Aufmerksamkeit, geschweige denn die gerührte Dankbarkeit und die sich beugende Ehrfurcht, Gottes Zulassung, Gottes Tugungen nennen.

O! sagen Sie doch: was hilft uns Christen alle unsre Erkenntniß eines unendlichen Gottes, wenn sie nicht einmahl auch nur bis zur Anerkennung desselben, überall wo es gilt, ins Leben übergeht?

Und jene Ehrfurcht, die von dem bloßen Namen Gottes so unzertrennlich scheint, und mit welcher alles Große in der Natur, wie alles Furchtbare in der Geschichte, und jede Ahndung eines Geistes=Reiches, uns durchschauert, ist sie mehr an uns, als ein volltönendes Wort, wenn wir es wagen, zu schmähcn auf das, was Gott geschaffen hat, oder über das was er, und Er allein, geschehen läßt?

Wohl mag der Mensch, was in der Schöpfung ihm lästig oder gefährlich wird, von sich entfernen und zerstören: aber von Unkraut und Ungeziefer in einem Tone sprechen, als hätte der Schöpfer bei uns sich Rathes erhohlen sollen, was er hätte schaffen mögen, — das dürfte

doch kein sittlich=ernster Mensch! Wohl ist, bei dem, was in der Witterung uns drückt oder bedrohet, ein Seufzer des Mißgefühls oder der Bangigkeit zu natürlich, als daß der Vater dort oben ihn den schwachen Kindern nicht verzeihen sollte: allein über lästige und bedenkliche Witterung in der Art uns äußern, wie, unter Umständen, freilich wir Alle wohl schon es uns haben zu Schulden kommen lassen, — dessen müßten wir uns doch schämen!

Insbesondre aber sollte das weibliche Herz, wenn es ein wahrhaft frommes seyn will, sich kräftiger beherrschen, ernster sich beschwigtigen, da, wo es seine Liebe und Hoffnung gilt. Wie schwer es Ihnen, meine Theuren, seyn mag, (und seyn muß) am Schmerzens=Lager ihres Kindes, am Sarge des Vaters oder Gatten, das Schwerste und das Seligste des Lebens sich einzuläben: „Herr! nicht wie ich will, sondern wie du willst“: so ist dieß doch nun einmahl die Höhe der Christen=Gesinnung, zu welcher wir uns, unter den Wunden, die das Herz in seinem Innersten zerreißen, eben sowohl als durch die Dunkelheiten, welche den Geist umnachten, emporringen müssen. Hinweg, hinweg, bei dem Anblicke fremden Jammers (der so Vieles zu entschuldigen scheint) um nichts minder, als in dem Gefühle der eignen Leiden, mit

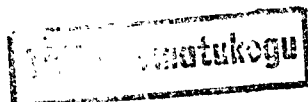
der frevelnden Frage: „Gott! warum thust du das?“ „Wie kannst du das geschehen lassen?“ Die Ehrfurcht hat auf alle Fragen und Zweifel und bei allen Aengsten, die das Herz bestürmen, nur die Eine, aber die genügende Antwort: „Gott thut es; Gott läßt es geschehen!“ Nicht an der Religion selbst, an deiner Religion, weil diese nicht rechter Art ist, du trostloses Gemüth! liegt die Schuld, wenn du, selbst in den härtesten Prüfungen, nicht wenigstens dem lästernden Ungeflume des Schmerzes zu wehren vermagst!

Auf gleiche Weise sieht, hört und fühlt der fromme Sinn, als Zufriedenheit, als Liebe und als Dankbarkeit gegen Gott, in dem Freundschaftlichen des Lebens, Gott als den, der es ihm gab, gerade in diesem Maße ihm es zutheilte, aber nun auch eben ihm, ihm es zugetheilt hat, auf daß er sich dessen freuen möge. Dem guten Kinde genügt die kleinste Gabe, weil der Vater sie ihm mitbrachte, als Zeichen, daß er seiner gedacht hat; liebenden Herzen kommt es in Allem, womit sie sich gegen einander aussprechen, nicht sowohl darauf an, womit und wie sie ihre Gesinnung zu erkennen geben, als nur, daß sie sich aussprechen, daß sie, durch ihr gegenseitiges Nehmen und Geben, diese Gesinnung nähren; das edle Gemüth fühlt sich ja,

schon in dem gewöhnlichen Menschen = Verkehr, zur Dankbarkeit verpflichtet, auch für die bloße wohlwollende Absicht, die jemand mit ihm hatte; ja sogar gegen das unwillkürliche Werkzeug seines Glückes. Nun! eben so zieht schon die einzelne heitre Stunde eines Nebel = Tages der Natur oder des Geschickes, den Blick des frommen Sinnes gemüthlich zum Himmel; wie sollten nicht die reicheren Genüsse aus barmherzigen Rettungen und Hülfen, und unerwarteten Freuden, die Brust bleibend erwärmen zu dem Gefühle: „O Gott! wie gut bist Du!“ Wie könnte eben darum das fromme Gemüth, selbst in des Lebens verfehlten Wünschen und getäuschten Hoffnungen, ja auch in seinen schwersten Prüfungen, etwas Anderes sehen, als einzelne Theile des großen Planes Gottes; zu unsrer Seligkeit jenseits nicht bloß, sondern zu wahren reichem Wohlgefühle auch schon hier auf Erden.

Am wohlthuerndesten, unmittelbar für das Gemüth selbst, erweist sich der fromme Sinn in dem Vertrauen zu Gott. Gerade dabei aber vergreift das weibliche Geschlecht sich nur gar zu leicht. Entweder es hat, in den Leidenschaften des Schmerzes oder der Angst, gar keines, oder es hat dessen zu viel. Zuweilen findet ein gradezu strafbares Vertrauen zu Gott statt. Ein Ehepaar niederen Standes übergab mir einmahl,

nachdem es sich mit einander ausgeöhnt hatte, einen Briefwechsel, den die Frau mit einem andern Ehemanne geführt hatte. Es fand zwischen ihr und diesem eine unmoralische Verbindung statt, und sie hatten den Plan, jedes von seinem Gatten sich scheiden zu lassen, um einander zu heurathen. Da schreibt das betrogene Weib einmahl an den Verführer. „Ich vertraue auf Gott, er werde unsern Plan gelingen lassen!“ — Gottes Vertrauen der Art ist Gottes = Lästerung. Aber auch keine Verherrlichung Gottes ist ein anderes Vertrauen; ob schon dasselbe und grade dadurch, daß es außerordentliche Dinge, wie sie nur in Gottes Macht stehen, von Ihm erwartet. Wunder von Gott fordern heißt nicht: „Gott ehren,“ sondern: „einen Triumph unsers Eigensinnes, unsers Egoismus oder wenigstens unserer Beschränktheit von Gott fordern.“ Es giebt, wie vorhin schon angedeutet wurde, Fälle, wo das Herz mit seinen menschlichsten, edelsten Gefühlen ungebührliche Anmuthungen machen will. Aber darum, daß eine nun hilflose Familie, durch den Tod dieses Mannes, ihren Versorger verliert, daß, in einem Kinde, einer Mutter ihre größte, ihre einzige, Lebens = Freude dahin stirbt; — darum kann Gott nicht seine Anordnung der Natur umkehren, und, durch ein Wunder, dem



Kinde ohne Lebenskraft, oder dem Maune mit erschöpfter Lebenskraft, das Leben erhalten.

Zuweilen ist, was sich gerne Vertrauen auf Gott nennen möchte, geradezu nichts als Leichtsin. Man wünscht etwas, man braucht etwas: aber man hat nicht einmahl nachgedacht, was Alles dazu gehört, geschweige denn, daß man sich darum bemühet hätte. Man hat etwas gethan, wovon schlimme Folgen zu erwarten stehen: man möchte sie nicht gerne empfinden; man kann sich aber auch nicht entschließen, ihnen ernstlich entgegen zu arbeiten. Da soll denn Gott ins Mittel treten, und unsrer Bequemlichkeit, Weichlichkeit, Begehrlichkeit aushelfen. Ist das Frömmigkeit?

Jetzt sind wir, mit unsern Erwägungen, an diejenigen Aeußerungen des frommen Sinnes gelangt, welche zugleich die kräftigste tägliche Nahrung ihm geben müssen — zu dem Gebete und zu den verschiedenen Religions-Übungen. Aber dem Gebete gebührt seine Stelle unter den allumfassenden Hilfsmitteln des höheren Menschendaseyns, mit welchen unsre Betrachtungen sich schließen werden; und die verschiedenen äußeren Religions-Übungen werden bei den Pflichten in Hinsicht auf die kirchliche Verbindung abgehandelt werden.

Was zunächst hierher gehört von der Pflege

des religiösen Sinnes, ist: Man verhöte nur zuvörderst, daß er nicht unmittelbar zerstört werde. Ich hoffe: die diesfällige größte Gefahr ist für Sie Alle, zu denen ich hier spreche, keine Gefahr. Am unausbleiblichsten und gewaltsamsten nehmlich wird der religiöse Sinn geradezu zertreten durch grobe Unsittlichkeit. Ein Mensch, der sich alles Niedrige und Schlechte erlaubt, der wenigstens nichts sucht und nichts achtet, als seinen persönlichen Vortheil, als die gemeinsten sinnlichen Genüsse, dem kann der Gedanke von Gott und Ewigkeit durchaus nicht anders als lästig erscheinen; furchtbar muß er ihm seyn. Was ist natürlicher, als daß ein solcher Mensch Alles aufbeut sich zu überreden: „Was man von allem dem sage, sey auch wirklich nicht wahr.“ Selten, oder nie vielleicht, hat der theoretische Unglaube zur Lasterhaftigkeit geführt. Im Gegentheile! Einige Philosophen, deren Verstand sich wirklich am traurigsten verirrt hatte, waren von ausgezeichnete Würdigkeit des Herzens und Wandels. Aber tausende von Beispielen giebt es, daß Lasterhaftigkeit die Mutter des Unglaubens und der Religionspötereie wurde. Ja sogar die Wuth, mit welcher, in manchem einzelnen Zeitalter und von einzelnen moralischen Ungeheuern, Religion und Sittlichkeit verfolgt worden ist, entstand bloß aus dem

Bestreben, sich zu betäuben gegen den Schauer-Gedanken: „Wie? wenn das doch wahr wäre!“

Seyn Sie, zur Erhaltung des religiösen Sinnes, aber auch auf Ihrer Hut gegen Religions-Zweifel. „Kann man das seyn, drängen sie sich nicht zuweilen unwillkürlich auf?“ Diejenigen, welche dem wahrhaft weiblichen Weibe in der Art sich aufdrängen, wird sie auch zu beseitigen wissen. Gewöhnlich nehmlich entstehen die unwillkürlichen weiblichen Zweifel aus stürmisch aufgeregten, oder schmerzlich verwundeten, weiblichen Gefühlen; beim Anblicke gräßlichen Elends von Menschen, in Leiden und Gefahren der Ihrigen. Ich frage Sie aber, die Sie das etwa aus der Erfahrung kennen, sind Sie dann nicht erschrocken, nicht vor sich selbst erröthet, wenn ein solcher irreligiöser Gedanke in Ihnen aufgestiegen war? Nun! dieses Zart- und Tief-Gefühl, diese natürliche und so ächt-weibliche Scheu vor dem Heiligen entfernt auch wieder schnell dergleichen Gedanken; so wie man etwa ein ekelhaftes Insekt, das sich in einem reinlichen freundlichen Zimmer unerwartet zeigt, rasch zertritt und wegschleudert. Suchen Sie aber auch nicht, machen Sie sich nicht Zweifel. Wücher also, die sich ankündigen als gegen die Religion geschrieben, oder von denen Sie beim

Lesen finden: sie haben diesen Geist und Zweck, lesen Sie lieber gar nicht. „Aber warum nicht? traut man denn uns so wenig Kraft oder traut man der guten Sache so wenig Haltbarkeit zu, daß wir uns gar nicht in den Kampf wagen dürfen?“ Ich erinnere nicht, (wie ich wohl sollte) „Ist denn Kämpfen, ist 'gesuchtes Kämpfen, überhaupt Weibes=Sache? Ich sage nicht (wie ich wohl könnte):“ Sobald du wirklich Mannes-Trieb hast und Mannes-Kraft fürs Forschen und Streiten, so kannst du freilich, wenn dich des gelüstet, auch Mannes-Werk thun. Ich frage nur: Warum, wozu will das weibliche Gemüth die religiöse Feier = Stille der Brust mit Gelehrten=Gezänk oder Laster = Geschrei stören lassen? Ohnehin ist ja weibliche Religiosität zunächst auf's Gemüth angewiesen, „in das Gemüth eingewiesen“ möchte ich sagen. Darum sind Personen Ihres Geschlechtes, wenn sie einmal Ungläubige, oder auch nur philosophische Zweiflerinnen geworden sind, weit trostloser als vom Glauben verirrte Männer.

Noch mehr als gegen Zweifel — weil zu diesen der weibliche Geist ohnehin weniger Hang hat — seien Sie auf ihrer Hut gegen Spöttereien und Scherze gewisser Art. Es giebt nehmlich Männer, die übrigens weder grade unsittlich noch unverständig sind, vielleicht in mancher

Hinsicht' recht wackere Männer seyn mögen; aber die das Unglück haben, witzige Köpfe und unterhaltende Gesellschafter seyn zu wollen, um einen recht wohlfeilen Preis. Dergleichen tragen sich denn mit einem Vorrathe von Geschichtchen verdrehter Bibel = Sprüche, anstößiger, alter Lieder = Verse; Stupiditäts = Zügen aus Katechisationen, mitunter auch wohl von wirklichen Lasterungen, die bloß durch die komische Form etwas unkenntlich gemacht worden sind. Und diese Schätze nun öffnen sie, wenn in der Gesellschaft die Unterhaltung stocken will, oder sie auch nur zufällig an eine dieser Plattheiten erinnert werden. Jene Erzähler haben dabei gerade kein Arges; die ihnen zuhören, und auch wohl gelegentlich mitlachen, haben dess auch nicht. Aber die Sache ist von schlimmeren Folgen, als es scheint. Nach der Natur der menschlichen Seele knüpfen sich ähnliche Ideen immer an ähnliche an; und es kann nicht fehlen, wenn der Liedervers, der Spruch, die Religions = Wahrheit, von der man etwas Komisches hat erzählen hören, wieder vorkommen, daß man dann auch an dieses Letztere wieder mit denkt. Allein — was heißt das Anders, als daß jenes fromme Wort seine erbauende, tröstende, stärkende Kraft verliert? O glauben Sie mir! ich habe mehr denn einmahl als Prediger an Sterbe = Betten gegessen, wo der Mann und Vater gewiß viel darum gegeben hätte, wenn er Frau und Töchter Alles hätte können ver-

gessen machen, womit er sonst sie oft unterhalten hatte; an Todes = Lagern, wo die Sterbenden nach Troste lechzten, und wenn er ihnen auch dargeboten wurde aus der Fülle der Religion, dennoch seiner nicht froh werden konnten, weil der geistige Labetrunk, oder das Gefäß, in dem er gereicht wurde, vorher von Witz und Spott getrübt, beschmutzt war worden. Kein Frauenzimmer duldet es doch, daß in ihrer Gegenwart andre Unanständigkeiten gesprochen werden. Nun! warum sollen denn die allerschlimmsten, die religiösen, die unmittelbaren Lasterungen des Heiligen und Ewigen, dieses Recht haben? Zeigen Sie also, wo dergleichen sich in die Unterhaltung wagt, Ihr Mißfallen ernst und streng. Ihr Geschlecht hat ja ein ganz eignes Talent, so etwas auf eine gute Art zu thun. Würde diese aber nicht verstanden, nun so erklären Sie sich deutlicher; mit aller der Würde, die Sie der Sache, wie dem Geschlechte, schulbig sind. Keine Forderung des guten Tones kann die Erbuldung des schlechtesten zur Pflicht machen wollen. Auch aus diesem Grunde sind Gustav Schillings Romane, (die sich überhaupt für das sittliche Zartgefühl Ihres Geschlechts nicht eignen) und so manche von Kokebues Lustspielen, kein würdiger weiblicher Unterhaltungs = Genuß, weil beide, an ächtem Geiste und Witz doch ohnehin genug reiche, Männer es leider lieben, auch aus dem Pöbel = Schatze der Spasmmacherei auf Unkosten des Heiligen und

Heilig = geachteten, Pöbel = Geschenke zu vertheilen.

Zur Pflege des frommen Sinnes machen Sie es sich zum unverbrüchlichen Gesetze, täglich irgend etwas Moralisches und Religiöses zu lesen! Der Hülfsmittel dazu besitzt ja unsre deutsche Literatur so viele. Und selbst jene Morgen- und Abend-Andachten auf alle Tage im Jahr, über welche neuerdings (wie über Alles ja) öffentlich gespottet worden ist, sind dießfalls von hohem Werthe. Besäßen Sie aber auch kein anderes Hülfsmittel, so haben Sie ein sehr reichhaltiges an unserm neuen Gesangbuche; und eine unerschöpfliche Gottes-Fülle des Heiligen und Befelgenden in einem andern alten, (leider für Viele jetzt ganz veralteten!) Buche, und das doch vormahls so vielen Millionen Menschen des Lebens Trost und des Todes Seligkeit gegeben hat, — sie haben, (ich hoffe doch: sie haben?) ihre Bibel; und insbesondere das Neue Testament.

Ich empfehle ihnen zur Unterhaltung des religiösen Sinnes endlich noch ein Mittel, das eine Jede von Ihnen in sich selbst schon trägt, — die Aufmerksamkeit auf des Lebens Gang um Sie her, und mit Ihnen und den Ihrigen selbst. Man hört jetzt zuweilen: „Wir sind zu philosophisch, um religiös zu seyn.“ Im Gegentheile! wir würden religiöser seyn, wenn wir philosophischer wären. D es ist etwas Furchtbar-ernstes um das Leben.

Wenn man so acht hat auf den Gang der Dinge im Großen, wie er nach allgemeinen ewigen Gesetzen gehet, ohne sich von den Wünschen und Klagen und Hindernissen einzelner Menschen, und auch nicht von den Versuchen jener Ameisen-Haufen, die wir Völker und Zeitalter nennen, irren zu lassen; — wenn man so sieht, in den Schicksalen von Ländern und Städten und einzelnen Menschen: wie nach großem und langem Glücke gewöhnlich schweres Unglück, wie ein Unglück selten allein, wie Hochmuth vor dem Falle kommt; wie das selten groß wird, was groß anfängt, und dagegen das Wichtigste aus Kleinem, Unbedeutendem sich erhebt; wie der Mensch, wo er sich am meisten versprach, gewöhnlich am wenigsten erhält, und dagegen seine reichsten und schönsten Freuden überkommt, von wo er eher das Gegentheil erwartete; wie überhaupt jeder Freuden-Becher seine Tropfen Bitterkeit unabwendbar hat; aber auch jeder Schmerz seine Heilkräuter, jedes Widrige sein Lindendes; wie kein Mensch sagen darf: „ich bin glücklich,“ oder „ich bin unglücklich,“ ohne daß die Schickung ihn fast auf der Stelle der Unwahrheit zeihet; wie aber auch, bei düstern Aussichten, es selten oder nie so schlimm wird, als es scheint, und auch das Schlimmste sein Leidliches hat; wie die Folgen unsrer Thorheiten und Verirrungen, die oft so furchtbar-verderblich hätten werden können, doch so oft noch zu so unverdient Erträglichem ge-

lenkt werden; und dieß grade dann am meisten, wenn wir am demüthigsten und schon in die Strafe ergeben hatten, — kurz wie Alles, Alles den Menschen immer zugleich peinlich erinnert an seine Abhängigkeit, und zugleich wieder freundlich ihn daran mahnet, daß es doch so besser ist, als wenn wir selbst unser Schicksal lenken sollten; — besser, daß die ewige Weisheit und Liebe dieß thut — das meine Lieben! begründet und sichert und verlebendigt, mehr denn alles Andere, den frommen Sinn.

In dem bisher Gesagten liegt es schon, aber es muß auch noch ausdrücklich ausgesprochen werden, es kann nicht nachdrücklich genug ausgesprochen werden, daß: Ob schon der fromme Sinn allerdings zunächst Ergebnisß des Gefühls ist, und vorzüglich das seyn muß: er dennoch durchaus nicht dieß allein seyn darf, sondern zugleich auch Werk des Verstandes werden muß. Nicht bloß in dunkeln Gefühlen, sondern mit klarem Bewußtseyn auch, nicht bloß mit Worten und Thaten, sondern auch aus innerer Ueberzeugung von anerkannten Gründen, muß die Seele des Weibes, um nichts minder als die des Mannes, Frömmigkeit haben und Frömmigkeit üben.

Sonst geht der fromme Sinn, bei gewissen Gemüthern in den Stumpfsinn des Aberglaubens über; den Alles schreckt, auch jedes selbstgeschaffne Bild der eignen Phantasie; der vor Allem sich beugt,

wären es auch die Gaukelereien des größten Betruges; und der auf Alles vertraut — auf Alles, bis herunter zum vermeinten Talisman in der Tasche, und zum Zigeuner-Worte; herunter zu der aufgeschlagenen Karte und zum Kaffee = Boden = Salze.

In kräftigen Seelen artet die bloße Gefühl- und Phantasie-Religiosität gar leicht in Schwärmeri aus, welche, jenseits aller Schranken der Wirklichkeit und Möglichkeit sich verirrend, die natürlichen Pflichten verlegt in willkürlichen Selbst-Verlastungen; die unschuldigsten Genüsse zertritt, weil es nur irdische und menschliche, nicht die himmlischen der reinen Geister sind; und, so denn, in dem Wahne, eine höhere Welt um sich her schaffen zu müssen, ihre wirkliche Welt zerrüttet und verwüftet.

In den gemeinen Seelen erstarrt der fromme Sinn ohne Nachdenken zum Mechanismus, wo man fromm zu seyn glaubt, weil man fromm thut; regelmäßig in die Kirche geht und regelmäßig dort schwagt und gafft; pünktlich seine Hausandacht hält, aber mitten hinein schilt oder etwas anordnet; und Bibel und Gebetbuch liest zum Schläfe, im Schläfe. Am gewöhnlichsten endlich äußern sich die Nachtheile eines solchen religiösen Sinnes, welchem keine religiöse Einsicht zu Grunde liegt, in der Trostlosigkeit und Selbstqual so vieler Ihres Geschlechtes bei schweren Prüfungen. Auch die unverschuldetesten Leiden betrachten Solche dann als Strafen Gottes;

daß Gleichgültigste rechnen sie sich zum Verbrechen an; nicht ihre süßesten und reinsten Freuden wagen sie mehr mit Innigkeit zu genießen. — Und Alles das, weil sie Gott nie richtig erkannt, sondern immer nur bloß ahndeten; nun aber, bei dem Einstürmen widriger Ereignisse, der erbarmende Vater sich ihrem umnebelten Auge in einen zürnenden Richter verwandelt hat, und kein Strahl würdigerer Begriffe, wie nur eine geübte Vernunft sie darbieten kann, be-richtigend in das trostlose Dunkel fällt.

Darum sorgen Sie, bei Ihren heranwachsenden Töchtern, für einen Religions-Unterricht, der ihnen feste Ueberzeugungen gebe. Darum fordern Sie, für sich selbst auch, nicht von jeder Predigt, jedem Vorworte bei einer Religions-Feierlichkeit, immer nur Nahrung; sondern nehmen Sie auch die Belehrungen und Ermahnungen aufmerksam entgegen. Darum scheuen Sie nicht, wo Lieder-Gedachtes, Schwerer-Ausgebräutes, auch in Erbauungs-Büchern, Ihnen auffößt, scheuen Sie nicht die Mühe eines angestregten Nachdenkens. Wissen Sie denn nicht, daß dieses (noch ohne Hinsicht auf den Erkenntniß-Schatz, welchen es Ihnen gewinnt) an sich selbst schon die Seele zum Richtiger-auffassen und Fester-halten jeder großen Wahrheit, zur Sicherung und Kräftigung eines edeln Willens, wirksamst einübt?

Jede Form und Aeußerung religiösen Ein-

nes, auch wenn sie von der unsrigen abweicht und selbst gegen unsre Ueberzeugung anstößt, wollen wir, um der Sache willen, der es gilt, um des Gefühles willen, aus welchem sie hervorgehn — wenigstens k a n n, achten, oder doch schonen. Dem religiösen Menschen darf der anstößigste Opfer-Gebrauch eines Wilden nicht lächerlich erscheinen; denn im Hintergrunde steht, wenn auch noch so unkenntlich verschleiert, noch so erschütternd verunstaltet, etwas Heiliges. Wie könnten Mitglieder verschiedener Christen-Parteien gegenseitig, in ihren Gottes-Häusern und Religions-Uebungen, das ihnen dort Fremde ins Anstößige deuten? Ein selbst frommes Gemüth unterhalte und fördere aber auch jeden frommen Sinn in dessen eigner Art, sei es auch mit persönlicher Beschwerde und Aufopferung. Hat also die Hausfrau Diensthofen von andrer Confession, so erlaube sie, als ächte Christin, ihnen nicht bloß, sie fordere ausdrücklich, daß sie die Vorschriften ihrer Kirche gewissenhaft beobachten. Mögen diese immerhin meist nur das Aeußere betreffen! Das Aeußere pflegt und das Aeußere zerstört ja, bei uns Gebildeten selbst, so viel vom Inneren. Und bei den niedern Ständen verwüsten wir fast unauss-bleiblich ihre eigentliche Herzens-Religion selbst, wenn wir die Zeichen und Uebungen entweihen oder hindern, in welchen sie jene zu erkennen und be-kennen gewohnt sind. Darum sollten wir auch eifriger für die Verbreitung zweckmäßiger Unterhal-

tungs-Mittel des religiösen Sinnes sorgen. Wir Gebildeten, mitten unter unserm Ueberflusse von Büchern aller Art, (durch den gerade wir nicht selten an ächtem geistigen Genuß darben!) wir haben keinen Begriff davon, welch einen Schatz das Kind an einem faßlichen Katechismus, das fromme arme Weib an ihrem Gesangbuche, besitzt; keinen Begriff, was einem Christen schlicht und recht, das Gottes-Wort seiner Bibel gewährt, an Lehre, Muth und Freude in seinem Gott. Wer also auch das Unglück hat, für seine eigne Person, der Bibel entfremdet zu seyn, müßte doch schon, aus Menschen-Liebe ebenso wohl als aus moralisch-religiösem Sinne, an seinem Theile mit dazu beitragen, daß die Bibel, daß wenigstens das Neue Testament in jeder Hütte wären und in jeder Hand, wo nur ein Auge ist, das sie lesen kann. Ein kleines Schärfelein auch nur, das deine milde Christenhand jährlich darbringt an eine von den jetzt entstandnen Bibel-Verbreitungs-Anstalten — o wer vermag es ihm nachzurechnen, welchen Trost und Segen es der frankten Witwe, dem sorgen-beladenen Hausvater, der dadurch zum geistigen Leben erweckten Familie eines lettischen oder ehstnischen Landmannes, bringen kann aus dem Gottes-Worte, dessen Besitz ihnen dadurch erleichtert worden ist?

Fünfte Vorlesung.

Entwicklung und Pflege des religiösen Sinnes bei Kindern.

Mit einem der wichtigsten Gegenstände, der unter uns zur Sprache kommen kann, beschäftigen wir uns heut; mit der Entwicklung und Ausbildung des religiösen Sinnes in Kindern. Durch dieselbe gewinnt das Erziehungs-Geschäft an Erleichterung, Sicherheit und Freuden. Der Gedanke an den Allwissenden und Allgegenwärtigen, wenn er in der Kindes-Seele sein wahres Leben erhielt, und es behält, muß natürlich mehr denn jede andre Aufsicht wirken, denn er wirkt auch dahin, wo keine Aufsicht hinreicht. Liebe und Ehrfurcht gegen Gott kann nicht stattfinden ohne Verehrung und Liebe der Aeltern, diese sichtbaren Stellvertreter Gottes für das Kind. Es gewinnt, durch religiösen Sinn des Kindes, für die ganze Zukunft des erwachsenen Menschen, die Welt. Frühe geweckt und auch nur eine Zeitlang genährt, verliert sich dieser Sinn nie ganz. Recht-religiöse Menschen aber haben eine ganz andere Rechtlichkeit, als die

übrigen. Wenn diese bloß die bürgerlichen Gesetze scheuen, so scheuen jene ihr Gewissen, welches nicht bloß allen Gesetzen erst die wahre Kraft giebt, sondern dem Frommen auch da ein Gesetz ist, wo diese nichts vermögen. Nicht-religiöse Menschen können nicht anders, als zugleich auch thätig wohlwollende Menschen seyn, die das eigne Glück nur in der Beförderung des Glückes ihres Mitmenschen finden. Am meisten und unmittelbarsten gewinnt der religiös-erzogene Mensch für sich selbst. Sie wünschen doch gewiß Alle, Ihre Kinder zu kräftigen, lebensfrohen Menschen zu machen? Durch nichts bewirken Sie das so sehr, als durch Bildung zur Religiosität; als dadurch, daß Sie ihren Kindern recht früh den Glauben, die Liebe, und die Hoffnung zu geleiten durch das Leben zugehen. Dann haben sie Muth und Entschlossenheit für jede Lage; sie fühlen sich ja in Gottes Schutze. Was sie zu thun haben, thun sie mit Liebe und Freudigkeit; es gilt ja Gottes Sache. Was sie erdulden und entbehren müssen, entbehren und dulden sie mit Ergebung und Würde; es ist ja Gottes Wille. Nur der Mensch hat in sich die vollste Lebenskraft, und des Lebens frohestes Gefühl, der nicht in und mit sich, (seinem dürftigen Ich,) sondern der in Gott lebt. Es ist unwidersprechlich und läßt sich aus

der Geschichte aller Zeitalter und aller höhern Menschen beweisen: diese so armselige Muthlosigkeit und Feigheit, diese, bei aller Vergnügungssucht, doch so bde Freudenlosigkeit, wie sie Haupt-Charakter-Züge der gebildeten Menschheit unsers Zeitalters sind, daher hauptsächlich rühren sie, daß die Religiosität dem Zeitalter so fremd geworden ist *).

„Wie wird nun der erste Grund zur Religiosität in die Kindes-Seele gelegt?“ Dessen bedarf es nicht; er liegt schon in ihr. Denn tiefer als in uns Erwachsenen, liegt in der Kindes-Seele Glaube, Liebe und Hoffnung. Und daraus auch schon ergiebt sich jenes Sinnes Entwicklungs-Weise. Von des Kindes erster Lebens-Woche an, hat es in Liebe, Dank, Vertrauen und Gehorsam, die ja dann auch schon in ihm keimen, zugleich auch die ersten Reime der Religiosität. In so fern kann man sagen: Jeder Ruß inniger Liebe, den Sie einem Kinde geben,

*) Obschon diese zu Anfange des Jahres 1812 geschriebene Stelle, durch die Erscheinungen dieses und des folgenden Jahres in Deutschland, widerlegt worden zu seyn scheint; so hat der Verfasser sie doch stehen lassen, weil sie eben dadurch auch bestätigt worden ist. Denn gerade damals auch hoben und hielten Muth und frommer Sinn sich gegenseitig.

jedes fröhliche Lächeln, mit dem es eine Freude, die man ihm macht, erwiedert, die Ruhe und stille Würde, die Sie bei seinen Aeußerungen von Unarten beweisen, die ersten Worte des Ernstes, die Sie zu ihm sprechen: „das sollst du nicht“, so wie Ihre ersten Aufforderungen: „thue mir dieß und jenes zur Liebe“ — kurz: alles zunächst = ächt = und schön = Menschliche ist zugleich auch schon erste Ansprache und Aufregung des Heiligen im Kinde. So ist die ganze Anhänglichkeit des Kindes an seine Mutter, mit allen ihren Ursachen und Folgen, ebenfalls die Grundlage auch zur künftigen Frömmigkeit. Und eben so wahr ist es, wenn ein Schriftsteller sagt: „Gegen die Unarten des Kindes auf der Hut seyn, heißt: ihm seine Religion erhalten.“ Wenn Sie dem Kinde keinen Uebermuth und Dünkel erlauben, wenn Sie an ihm keine Feigheit dulden, wenn Sie jede Spur von Gefühllosigkeit, von Freude an fremder Noth, von Spott über Ernstes und Heiliges auf's strengste rügen; so ersticken Sie dadurch lauter Unkraut im Aufkeimen, das sonst späterhin dem religiösen Sinne das Licht und die Luft benommen hätte.

Ferner entwickelt sich der fromme Sinn aus dem moralischen Gefühle, welches, früher noch als selbst die Religiosität, im Kinde wach

wird. So wie das Kind die ersten Spuren von Vernunft zeigt, so ahndet es zuvor erst, und bald nachher erkennt es, einen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Gut und Böse; es bemerkt je länger, je mehr, (weil es das je länger je mehr an sich selbst erfährt,) daß solche und solche Handlungen solche und solche Folgen haben. Daran schließt sich denn weiterhin der Gedanke an den, der das Alles so eingerichtet hat, der darüber hält, daß Dieß geschehe und Jenes nicht geschehen soll. Die ersten religiösen Gefühle und Ideen, die aus dem Gewissen und aus der Selbsterfahrung von Lohn und Strafe sich im Kinde entwickeln, sind ernster Natur, bewirken eine gewisse Scheu. Aber desto besser! Die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes macht ihn weit mehr noch zu dem vollkommensten Wesen, als die Güte. Und die Empfindungen, welche durch jene Eigenschaften hervorgebracht werden, sind durchaus unentbehrlich, wenn der so sinnliche und eigennützige Mensch nicht einen Gott glauben soll, bloß um an ihm den Beförderer aller seiner Bedürfnisse und Gelüste zu haben.

In Allem dem, wovon bis jetzt die Rede war, wird der Gedanke an Gott nur erst noch vorbereitet, nur erst geahndet. Aber wenn und wie soll denn das Wort „Gott“ zunächst zu

dem Kinde ausgesprochen werden? wenn und wie soll der Begriff eines höchsten Wesens, und unsrer Verbindung mit ihm, sich ihm mittheilen? Den Meisten von Ihnen ist es gewiß bekannt, daß der berühmte Philosoph Rousseau, in seinem Erziehungs-Romane Emil, diesen seinen Eleven, erst als schon reifen Jüngling, unter sehr feierlichen Einleitungen und Umständen, mit dem Worte und Begriffe „Gott“ bekannt macht. Ich bin überzeugt: keine Weibes = Seele wäre auf diese unnatürliche, aller Wirklichkeit widersprechende, Idee gekommen, keine hat sie auch wohl je genehmigt. Denn wie ist es nun möglich, zu verhüten, daß — ich will nicht sagen bis zum Jugend-Alter, daß auch nur bis zum achten, zehnten Jahre, ein Kind nicht gelegentlich etwas von Gott hören oder lesen sollte? Nun! und will man es denn da lieber falsche Vorstellungen aufnehmen oder sich machen lassen, als sogleich lieber selbst ihm, so viel möglich, richtige beibringen? Warum soll es denn nicht früher etwas von Gott erfahren? Weil es sich doch nur eine sehr mangelhafte Vorstellung von ihm machen würde? Ach! ist denn etwa die, welche wir Erwachsenen von ihm haben, ist die des größten Philosophen denn vollkommen? Der Mensch kann nicht mehr geben, als er hat; wenn er nur das so giebt, wie er es geben und

haben kann. Sollte es ein liebendes Mutter-Herz, wie jedes zartere weibliche Gemüth, wohl je über sich vermbgen, die Kindes = Seele nicht so früh als möglich zum Quell der reinsten Seligkeit zu führen? Zumahl wenn das Kind schon dürstet; wenn ein Trunk aus jenem Quell ihm durchaus ein ganz neues, höheres Lebens = Gefühl geben muß? Und dieß ist der Fall gerade bei den Veranlassungen, wo man Kindern von 4 bis 5 Jahren den Namen Gottes zuerst nennen muß. Jean Paul sagt: „Wenn in der Natur das Große hintritt, der Sturm, der Donner, der Sternen = Himmel, der Tod: dann spricht das Wort „Gott“ vor den Kindern aus. Ein großes Unglück, ein großes Glück, eine Edelthat sind Baustätten einer wandernden Kinder = Kirche.“ Es giebt nemlich gewisse Erscheinungen und Zustände in der Natur — (ein ausgezeichnet schöner Frühlingstag; ein prachtvoller Sonnen = Untergang; ein majestätisches Gewitter) — es giebt gewisse Vorfälle im Menschen = Leben: (daß das Kind selbst aus einer großen Lebens = Gefahr gerettet wurde; daß es nach einer langen Krankheit das erstemal wieder ins Freie kömmt; daß ihm ein Bruder oder eine Schwester geboren wird, daß eines von seinen Geschwistern gestorben ist) — da kömmt die Seelen = Stimmung, das eigne innere Bedürfniß des

Kindes uns auf mehr denn halbem Wege entgegen, wenn wir ihm dann sagen: „Der uns dieß Alles zu genießen giebt, der dich rettete, der dir geholfen hat, der dieses so schickte — das ist Gott!“

Mag es immerhin geschehn, daß da manche Ausdrücke gebraucht werden, die nicht ganz die richtigsten sind, oder doch leicht falsch verstanden werden können: sobald sie nur ein schönes, würdiges moralisches Gefühl im Kinde erwecken, so brauche man sie ohne Bedenken. So z. B. sind wir freilich im Grunde Alle und überall bei Gott, weil Gott überall um uns und bei uns ist. Aber darum kann man doch, (recht verstanden,) auch philosophisch richtig, von einem verstorbenen Kinde sagen: „Dein Bruder, deine Schwester sind nun bei Gott;“ Gott hat sie zu sich genommen!“ Eben so wichtig und einflußreich sind dießfalls einfache, herzliche, religiöse Aeußerungen. Selbst was manche Erwachsene vielleicht ganz gedankenlos aussprechen, bloß als hergebrachte Formel — auf das einmahl religiös gestimmte Kind, das Alles ernstlich nimmt, hat durchaus jedes „Gott sey Dank!“ — „gebe Gott!“ — „behüte dich Gott!“ seinen Einfluß. Und hat ihn um so sicherer und wohlthätiger, wenn es am rechten Ort, und in der rechten Art, gebraucht wird.

Hört das Kind die Aeltern immer jede Freude, jede Sorge, jede Hoffnung, jedes Unternehmen auf Gott beziehen, Gott immer und überall anerkennen als den höchsten Machthaber und Richter über die Menschen; und geschieht dieß von den Aeltern in solchen Ausdrücken, mit dem Tone und dem Blicke, die der wirklichen Religiosität von selbst schon eigen sind, ohne daß man sie erst zu wählen braucht: so kann es durchaus nicht fehlen, es muß der religiöse Sinn das Gemüth des Kindes immer mehr durchdringen; er wird, (und das ist freilich das Höchste und Herrlichste, was sich erreichen läßt!) gleichsam das Wesen seines ganzen geistigen Lebens ausmachen.

Sie werden nicht übersehen, wie viel bei dem Allen auf die eigne Religiosität der Aeltern, oder gleichviel, wer nun den Kindern für gewöhnlich am nächsten lebt, gerechnet ist. Man kann wohl aus der Erfahrung behaupten: religiöse Menschen werden es fast nur, werden es am freundlichsten durch religiöse, in deren Nähe sie aufwuchsen, deren Wärme sich ihnen mittheilte. In dieser Hinsicht scheint es denn freilich um die Kinderwelt unseres Zeitalters, und um alle Religiosität der nächsten Nachwelt, sehr schlimm zu stehn. Die äußere Religiosität mit Beten und Singen, mit Gebehrde und Ton der Frömmigkeit, nicht bloß hat sich verloren, son-

bern selbst an der innern frommen Schei vor dem Heiligen und dem tiefen Sinne für das Höhere fehlt es ach! sehr vielen, und wenn wir unpartheiisch seyn wollen, auch sonst guten achtungswürdigen Menschen. O gewiß weit Mehrere, als es laut werden lassen, denken, heut zu Tage: „Ich sehe wohl ein, so sollte man gesinnt seyn und handeln; ich begreife, daß man sich dabei und dabei sehr wohl befinden muß; aber mir ist das nun einmahl nicht gegeben; meine Bildung hat nun einmahl eine andre Richtung genommen. Soll ich denn gegen meine Kinder heucheln?“ — Das; meine Theuren, um des Heiligen willen! nie und nirgends, auch nicht in der besten Absicht. Es würde auch nicht einmahl helfen; jede Lüge verräth früher oder später sich selbst. Aber wie denn zu helfen? Erstlich! Ein gewisser Grad von Religiosität, ein Höheres, Heiliges in den Ansichten der Welt, und in der Richtung seiner Neigungen, findet durchaus bei jedem wahrhaft verständigen und guten Menschen statt, wenn es sich auch nicht ausspricht in dem Glauben gerade nun dieser und jener Religion, nicht darlegt in religiösen Feierlichkeiten und Gebräuchen. Wenn Solche denn nun, auch ohne die Formen, diese Religiosität der Seele, wie sie sie wirklich haben, — ganz gewiß haben, möchte ich sagen,

und wenn sie es selbst ableugnen wollten! — wenn sie diese nur übertragen auf das Kind, sich äußern lassen vor dem Kinde, so ist das Wichtigste schon gewonnen. Es ist schon viel gewonnen, — (in so fern Vieles nicht verlohren gehet) — wenn man in Allem, was auf Religiöses sich bezieht, in Gegenwart von Kindern nur wenigstens stets den strengsten moralischen Ernst behauptet. Es geht wirklich bis zum Unbegreiflichen, was dießfalls zuweilen selbst sehr ernste und rechtliche Männer sich zu Schulden kommen lassen. Sie erlauben sich zuweilen seyn=sollende Scherze; Mancher hat sich gewisse Lebens=Arten angewöhnt; es wird über Natur und Weltbegebenheiten in einer Art gesprochen — wobei man — nun ja! ich glaube gerne — es durchaus nicht böse meint; aber immer etwas sehr Unverständiges thut, und, besonders bei Kindern, manches sehr Böse veranlaßt. Wie kann man von den Kindern Ehrfurcht vor Gegenständen fordern, die man selbst — zerschert? Wie sollen sie zu einer moralisch=ernsten Ansicht der Welt gelangen, wenn man, in Beziehung auf dieselbe, von Leichtsinne und Gedankenlosigkeit wenigstens die Sprache annimmt? So sey es denn der Frauen Sache, die Männer, besonders die Gatten und Väter, wenn sie sich hierin versehen, darauf aufmerksam zu machen.

„Wie soll denn aber nun Kindern der erste eigentliche Unterricht in der Religion beigebracht werden?“ — „Der erste?“ der ist schon gegeben, in dem, was bis jetzt geschah zur Entwicklung und Nahrung des religiösen Gefühls. Die ersten Begriffe von dem Allen dürfen durchaus nicht in wissenschaftlichem Zusammenhange, sondern müssen einzeln gegeben werden, so wie sich die Veranlassung dazu zeigt. Und nicht bloß bei der allgemeinen Menschheits = Religion oder sogenannten Natur = Religion, über Gott und Weltregierung und Menschen = Würde und Unsterblichkeit; sondern dasselbe kann auch mit einzelnen Eigenthümlichkeiten und Feierlichkeiten des Christenthums geschehen. Das Kind fragt z. B. einmal, „wer war denn der Herr Jesus?“ In den Jahren und unter den Umständen ist es genug (und giebt sehr viel) ihm zuerst nur zu sagen: „der allerbeste Mensch, der jemahls auf der Erde gelebt hat.“ Es ist von Festen die Rede. „Wozu feiern wir Weihnachten?“ — „Aus Freude und Dank darüber, daß der Herr Jesus, der uns Menschen so Vieles zu Gute gethan hat, in die Welt gekommen ist.“ „Warum beschenkt man die Kinder zu Weihnachten?“ Damit auch die Kinder schon den Herrn Jesus, in dessen Namen es ihnen gegeben wurde, sollen lieben lernen.“ — „Wozu

tauft man ein Kind?“ — „Es hat es der Herr Jesus verlangt, daß die Aeltern und andre erwachsene Menschen ihm versprechen sollen, daß arme kleine Kind recht zu warten und zu pflegen, und zu einem guten, verständigen Menschen zu machen.“ „Was heißt das: meine Aeltern gehen heute zur Beichte, zum Abendmahl?“ — „Sie wollen dem lieben Gott Rede und Antwort geben, wie sie seither gelebt haben; sie wollen sich Kraft und Stärke sammeln, immer gut und zufrieden zu seyn.“

In Hinsicht auf den förmlichen, zusammenhängenden Religions = Unterricht übertrieb man es ehemals von der einen Seite, und jetzt thut man das von der andern. Ehemals fing man den Religions = Unterricht mit den Kindern an, beinahe schon, wenn sie kaum sprechen konnten; und trieb ihn auf eine Art, daß er nicht bloß nichts Anziehendes für sie haben konnte, und daß sie nicht fähig waren, ihn zu verstehen; sondern so, daß er ihnen wirklich geradezu zuwider werden mußte. Jetzt geht man dagegen auf der andern Seite zu weit. Man giebt gar keinen Unterricht; oder man giebt ihn doch so spät, daß die Kinder fast von Allem Andern schon Einsichten haben, vielleicht schon recht gute Einsichten; nur davon noch nicht. Die Prediger bekommen jetzt zuweilen, und wie es scheint mit jedem

Jahre mehr, Jünglinge und Jungfrauen, aus den gebildeten Ständen sogar, in den Confirmations-Unterricht, die nicht bloß mit dem Christenthume, sondern sogar mit den einfachsten Lehren der Natur-Religion, völlig fremd sind. Freilich ist immer am Ende gar kein Religions-Unterricht besser, als ein schlechter. Aber warum muß es denn ein schlechter seyn? Ist es nicht eine Schande, zu jedem andern Unterrichte Rath zu wissen, für jeden andern die besten Lehrer aufzusuchen — und nur grade hier nicht? Unterdeß ist es nicht zu läugnen, man findet eher einen guten Lehrer für Sprachen und Wissenschaften, noch mehr für Künste, als für die Religion. Sehr jungen Männern, auch wenn sie sonst verständig und moralisch gut sind, fehlt gewöhnlich die Wärme für die Sache, wodurch dieß eigentlich Herzens-Sache wird, und worauf beim Kinde so viel ankommt. Und was ihnen noch mehr fehlt, ist die Fähigkeit, sich verständlich für Kinder auszudrücken. Das ist überhaupt, wie bekannt, eine schwere Kunst, und muß natürlich um so schwerer werden, wenn es überfinnliche Gegenstände betrifft. Aber wie man sonst sagt, „was vom Herzen kommt, geht zum Herzen!“ so kann man hier sagen: „was vom Herzen kommt, geht zum Verstande.“ Wenn man die Kinder über Religion belehret,

nicht aus dem Gedächtnisse, nicht für den Verstand bloß, sondern, weil es einem am Herzen liegt, daß sie dieß und das doch recht erkennen möchten: so glaube ich, es wird sich, auch bei Personen, die nicht an Unterrichten gewöhnt sind, grade mit diesem Unterrichte am ersten geben. Darum wäre grade die gewissenhafte Mutter, die wohl gern ihren Kindern selbst den ersten Unterricht in der Religion geben möchte, aber nur zu furchtsam dazu ist, es für ihre Kräfte zu schwer findet, sie wäre, grade dadurch, dazu vorzüglich geeignet; eben durch diesen Ernst, mit dem sie die Sache ansieht, durch diesen innigen Wunsch, daß sie es doch ja recht gut machen möchte. Wenn Eine und die Andre von Ihnen, meine Verehrtesten, ein Kind jetzt grade in dem Alter und von der Bildung hat, daß sie glaubt, es sey nun die rechte Zeit, (nach den vorhergegangenen einzelnen Belehrungen — versteht sich's,) den förmlichen Religions-Unterricht mit ihm anzufangen, so mache sie einmahl den Versuch, und nehme Rosenmüllers ersten Unterricht für Kinder, oder mein Büchlehen „von Gott, seinen Werken und seinem Willen“ vor, schlage auf, gleichviel wo es ist, lese einen Satz daraus, und frage sich nun, ob sie nicht wirklich im Stande sey, dem Kinde darüber etwas zu sagen, wodurch ihm der Inhalt dieses

Satzes eindringlicher, anwendbarer, deutlicher werde. Ich bin überzeugt, der Versuch wird gelingen. In Hinsicht auf den ersten eigentlichen Religions = Unterricht bei Kindern, die nicht in eine Schule gehen, und die auch in eine Schule gehen, (denn Religions = Unterricht in einer Schule, vor einer Menge von Kindern, ist in der That etwas noch weit Schwereres, als für einzelne Kinder oder einige zusammen und zumahl für Kinder weiblichen Geschlechts) hier einen Vorschlag! Es fängt jetzt bei uns an — in vieler Hinsicht eine vortreffliche, eine dringend zu empfehlende Sitte — Sitte zu werden, daß der Unterricht in Gegenständen, die sich sonst fast nur in den Händen von Männern befanden, z. B. in der Musik, im Zeichnen, in Sprachen, von Personen weiblichen Geschlechtes erteilt wird. Wenn dazu irgend ein Gegenstand sich eignet, so ist es der Unterricht in der Religion. Grade, weil es hier auf das Einfache und Natürliche, auf den richtigen Tact des Schädlichen, auf den unwillkürlichen Einfluß des Gefühls, so sehr ankommt, grade darum müßte, nach meiner Ueberzeugung, das weibliche Geschlecht hier viel leisten können.

Wäre es denn aber nicht vielleicht genug, wenn man Kindern dergleichen Bücher, als ich oben nannte, auch nur zu lesen gäbe? Ich habe

zwar irgendwo gesagt, (und habe in der That bei Abfassung des oben erwähnten Büchelchens den Zweck gehabt,) daß im Nothfalle Kinder es auch für sich selbst sollten lesen und verstehen können. Aber dabei hatte ich nur den Nothfall vor Augen, d. h., wenn ein Kind außerdem gar keine Gelegenheit zu einem zweckmäßigen Unterrichte hätte. Bei allem Unterrichte für das Leben ist das Lebendige des mündlichen Vortrags immer vorzuziehen. Ueber Religion nun aber insbesondere ist Sprechen, mit Einschaun ins Auge und Ausathmen des Herzens in die Kindes = Seele; eigentlich allein der einzig = wahre Vortrag. Erwachsene lesen ohnehin viel zu viel. Wir müssen nicht auch unsre Kinder zu Buch = Menschen machen. Je Mehreres und Mehrerlei Kinder schon lesen, desto weniger lesen sie recht, behalten sie ganz, und lernen sie anwenden.

„Soll man Kinder zuerst in der natürlichen Religion unterrichten, oder sogleich in der geoffenbarten und nach der Bibel?“ Nun! das versteht sich zum voraus: von einem Unterschiede, oder wohl gar möglichem Widerspruche, zwischen beiden müssen Kinder gar nichts wissen (so wenig als es im Grunde einen solchen giebt). Auch die Natur = Religion ist ein Gotteswort; auch sie würden wir nicht jetzt, mit Hilfe unsrer Ver-

nunft, erkennen können, wenn Gott nicht selbst einst die Menschen unmittelbar belehrt hätte, und hätte belehren lassen. Eben so kann das Christenthum nichts lehren, und lehrt auch nichts, was wider die Vernunft wäre; wenn auch Manches über die Vernunft ist. Hier wie dort, und dort wie hier, ist Gott Alles in Allem, kommt Alles von Ihm, führt Alles zu Ihm. Aber doch scheint der Gang der natur = gemäßere, daß man die Kinder zuerst, in der oben beschriebenen Art, Gott finden lehrt, in seinen Werken, in den menschlichen Schicksalen, und im Gewissen; und dann ihnen nun sagt, wie dieser Gott, schon in den ältesten Zeiten, die Menschen selbst gradezu belehrt hat, und durch eigens erweckte Männer hat belehren lassen, über das, was ihnen von Religion zu wissen nöthig war.

Ob man die biblische Geschichte beim Religions = Unterrichte der Kinder brauchen solle, darüber ist in den neuern Zeiten am meisten gestritten worden. Könnte man nicht auch hier den Winken der Natur selbst folgen? Erzählen Sie einem Kinde etwas aus der Geschichte Noahs, Abrahams, Josephs, aber ganz einfach historisch, — oder lassen Sie es Stellen in der Bibel selbst lesen; sie werden wohl immer finden: mit lebendiger Theilnehmung hört das Kind so etwas

an; es wirkt auf dasselbe, wie der Eintritt in eine fremde Welt, aber wo es sich doch, mit Hülfe seines moralischen Sinnes, bald zu recht finden lernt. Ein sechs = jähriges Kind sagte einmal zu einem berühmten Bibel = Ausleger: „der liebe Gott hat ja die Bibel gemacht, als wenn er gewußt hätte, was wir Kinder gern lesen.“ Wodurch man den Gebrauch der biblischen Geschichte beim Jugend = Unterrichte in ein falsches Licht gestellt hat, das war in den ältern Zeiten der Mangel an Auswahl, daß man die Kinder Alles lesen ließ; auch das, was offenbar für sie gar nicht ist; und in den neuern Zeiten war es das fade Erklären, daß man alles Wunderbare herausdeuteln wollte, was man nun doch einmal nicht heraus erklären kann; es war überdem das eben so fade beständige Moralisiren und Nutz = Anwenden, was sich, bei jeder interessanten Geschichte, dem unverdorbenen Gefühle, ohne das Wort = Geschwätze, von selbst giebt.

Worüber aber wohl gar kein Streit seyn kann, und auch nie gewesen ist, das ist der Gebrauch von der Geschichte Jesu im Jugend = Unterrichte. Ihr Wunderbares, versteht sich, muß man ihr ebenfalls ungeschwächt lassen. Aber nicht bloß durch dieses, sondern auch durch ihren reichen moralischen Gehalt, wirkt sie unausbleiblich auf das kindliche Gemüth. Auch dieses

schon hat Sinn für die moralische Größe und Hoheit Jesu, so wie für seine menschenfreundliche Milde, seine erhabne Geduld, seine sich überall so gleiche Ruhe und innere Seligkeit. Besonders die Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu, kann, wenn man nur nicht dabei zuviel erklären und moralisiren will, eines tiefen Eindrucks auf die junge Seele durchaus nicht verfehlen.

In wie fern darf man, soll man beim religiösen Kinder-Unterrichte das Gedächtniß mit beschäftigen?

Auch dagegen ist in den neuern Zeiten gewaltig geeifert worden. Und doch lehrt die Erfahrung, daß Alle, die aus ihrer Kindheit einen Vorrath von Bibel-Sprüchen und Lieder-Verse mit ins Leben übergebracht haben, daran einen sehr reichen fruchtbaren Schatz besitzen, aus welchem die Seele Weisheit und Kraft sich nimmt, wenn sie sie gerade am dringendsten nöthig hat, und wo sie außerdem gerade am wenigsten in der Lage ist, sie von weitem her und durch mühsames Nachdenken aufzusuchen. „Befiehl dem Herren deine Wege u. s. w.“ — „Oft denkt der Mensch in seinem Muth u. s. w.“ — „Hat Gott es denn beschlossen u. s. w.“ — Diese und ähnliche heilige Jugend-

Worte haben gewiß, selbst manchem großen Gelehrten, in den entscheidendsten Lebens-Lagen mehr Trost und Stärke gegeben, als seine ganze Philosophie. Also ja! Wir wollen, auch im Gedächtnisse unsrer Kinder, Vorrath niederlegen, damit ihr Herz daran einen Schatz habe; für die Zukunft mehr noch, als für die Gegenwart. Ohnehin lernen ja Kinder so gern Verse, und auch Sprüche, wenn man sie nur recht auswählt. Bei dem Unterrichte, den ich eine Zeitlang in einer unsrer Frei-Schulen gab, habe ich oft meine Freude daran gehabt, wie kleine Mädchen von 8 Jahren die Verse aus dem Kinderbuche herzusagen wußten; mit einer Art, daß man sahe, Verstand und Gemüth hatte soviel Antheil daran, als das Gedächtniß. Und daß sie sich auch auf das Anwenden verstehen, davon habe ich einmahl ein Beispiel gehabt, welches mich eben so sehr überraschte als ungemein freute. Ich hatte ihnen wohl, wie natürlich, die Verse erklärt, aber die Uebung noch nie mit ihnen vorgenommen, die ich da versuchte. Auf eine besondere Veranlassung nämlich hatte ich einmahl den Unterricht dort mehrere Wochen lang ausgesetzt. Wie ich ihn wieder anfang, ließ ich die früher gelernten Verse mir wiederholen. Darauf sagte ich: Es ist nun wohl gut, daß ihr sie auswendig könnt, aber ihr müßt auch wissen, was ihr

damit zu machen habt; wie ihr sie anwenden und brauchen sollt im menschlichen Leben. Nun fragte ich: „Wenn es einmahl mit etwas nicht so geht, wie du es gewünscht hast, an welche Verse müßtest du denken, um dich zufrieden zu geben? — Wenn du etwas Böses thun wolltest, weil du dächtest: das sieht und hört kein Mensch, welche Verse sollten dir da einfallen? — Wenn dir jemand gestorben ist, den du lieb gehabt hast, womit wirst du da dich trösten?“ und dergleichen. Und zu meiner großen Freude führten sie mir fast immer, und führten immer Mehrere zugleich, gerade den Vers an, der dahin gehörte.

Aber endlich nun das Kirchengehen. In den frühesten Jahren ist das wohl auf keinen Fall zweckmäßig; da das Kind dort zu wenig beschäftigt ist, und seyn kann, und also der Eindruck auf seine Phantasie, den das Fremde des Orts und der Umgebungen macht, nur als erster Eindruck wirken kann, bald sich verliert, und nun, um die lange Weile zu vertreiben, den zerstreuenden, oft gefährlichen, Spielen der Phantasie Platz macht. Aber die heranwachsende Jugend mag man, soll man in die Kirche führen, um sie früh mit einer bestimmten religiösen Nahrung für Geist und Herz vertraut zu machen, und sie daran — man

lasse sich das Wort nicht befremden — zu gewöhnen. Mag immerhin nicht Alles dort sie in gleicher Art anziehen, nicht einmahl Alles ihnen sofort verständlich seyn — die allgemeinen Eindrücke des Heiligen sind unendlich wichtiger, als die einzelnen deutlichen und bestimmten Begriffe.

Sechste Vorlesung.

Die Natur überhaupt.

Nachdem wir denn am Altar angebetet und auch unsre Kinder ins Heiligthum eingeführt haben, so lassen Sie uns jetzt, Geehrteste Versammlung, umherschauen in dem Tempel, den unser Gott sich selbst erbaut hat. Von dem frommen Sinne im Allgemeinen, gehen wir jetzt über zu den Pflichten gegen Gottes ganze weite Welt um uns her, oder, mit andern Worten, zu den Pflichten in Hinsicht auf die Natur. Wir nehmen dieses Wort hier in seinem weitesten Umfange und verstehen darunter, was, als unmittelbares Gotteswerk um uns her, erstens bleibt, (sich gleich in Wesen und Gestalt) den Berg, das Thal, den Felsen, den Strom, die Sterne, den Himmel; — dann, was da wechselt, (aber immer wiederkehrt in gleichen Formen) das Gras, die Blume, den Baum, die Blüthe und die Frucht; die Frühlings=Aue, das Aerndte=Feld, die Winter=Landschaft. — Ferner was da kommt und geht, und wieder

kommt und wieder geht; Wochen, Tage und Stunden, den Sturm und den Donner, die Kälte und die Wärme, den Regen und den heitern Himmel; — Endlich gehört zur Natur, und giebt ihr gleichsam erst ihre Bedeutung, die ganze Fülle des unendlichen Lebens um uns her; von den hunderten mikroskopischer Thierchen, die in einem Wassertropfen uns am Finger hängen bleiben, bis zu dem Elephanten und dem Wallfische.

Und wie nun dieß Alles, — (das flüchtig Erscheinende, das immer Wiederkehrende, das Sich=gleich=bleibende und das Lebende) wie Eins auf das Andre wirkt, Eines mit dem Andern unzertrennlich verbunden ist, und so denn das eigentliche große Ganze ausmacht — das ist das Wunder der Wunder, so alt als die Schöpfung, und täglich doch und stündlich neu.

Es liegt, Meine Verehrtesten, in den hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten Ihres Geschlechts, hauptsächlich in Ihrem regen, scharfen Blicke für Alles um sich her, in Ihrem reizbaren tiefen Mitgefühle, in Ihrer lebendigen Phantasie, daß Sie für die Natur, — wenn auch nicht immer in ihrer Größe, so doch um so sicherer in ihren Reizen, — ausgezeichneten Sinn haben; daß jede der Erscheinungen und Gestalten der Natur schneller auf Sie wirkt;

und daß insbesondere die Natur mit Ihrem mannichfaltigen Leben Sie kräftiger anspricht. Das weibliche Herz ist nicht bloß, in sich selbst schon, befreundet mit Allem was lebt, sondern der weibliche Sinn leiht auch so geru' Allem Leben, was nur irgend die Gestalt und den Schein davon hat. Darum leiden Sie mit, wenn der Garten in der Sonnen-Hitze nach Regen schmachtet; darum können Sie sich so herzlich freuen, wenn die Blume im Zimmer aus der Knospe hervorbricht, gleich dem lebensfröhlichen Kinde, welches, vom Schlaf erwacht, seine Augen groß aufschlägt.

Es mag wohl seyn, daß das weibliche Geschlecht das Geistige mehr zu ver sinnlichen liebt, als es seyn sollte; (ach es straft sich das an Ihnen oft nur zu hart!) dafür haben Sie aber auch eine eigne Fertigkeit, dem Körperlichen Geist und Gemüth zu geben; den Erscheinungen Empfindungen beizulegen; und so gleichsam, mitten in Gottes Schöpfung, noch eine eigne höhere hervorzubringen.

Wollen wir denn also jenes Verhältniß zur Natur von Seiten der Pflicht näher betrachten! Das Erste möchte dann seyn die Erkenntniß der Natur. Eigentliche naturhistorische Gelehrsamkeit meine ich damit nicht. Hat eine Dame Neigung und Gelegenheit, auch wissenschaftliche Naturkunde, Chemie, Botanik zu treiben: warum

soll das sogleich Pedanterei, Prahlerei heißen? an sich so heißen, wenn sie es nicht dazu macht? Aber, was Liebhaberei für Einzelne seyn darf, muß nicht zur Regel für Alle gemacht, nicht als allgemeines weibliches Bildungs-Erforderniß aufgestellt werden.

Was von allen Personen Ihres Geschlechtes, die irgend auf Bildung Anspruch machen, gefordert werden kann, ist: Erstlich, so viel Kenntniß von der Natur, als der Mensch schon als denkendes Wesen bedarf, um sich die alltäglichsten Natur-Erscheinungen (Regen, Schnee, Gewitter u. s. w.) erklären zu können; um mit der Entstehung, Bildung und Anwendung der gewöhnlichsten Natur-Gegenstände nicht ganz unbekannt zu seyn; um vor einzelnen Erscheinungen und Gegenständen, (vor Kometen, Gewittern und Meteoren gleichviel jeder Art) nicht abergläubische Furcht zu haben. Ferner gehören für das weibliche Geschlecht diejenigen Natur-Kenntnisse, welche die Haushaltung im weitesten Sinne des Wortes fordert; um die Bedürfnisse der täglichen Nahrung, Bekleidung und Bequemlichkeit richtig beurtheilen und handhaben zu können, (also, wenn ich so sagen darf, eine Natur-Kunde für Küche, Keller und Zimmer, für den Wäsch-Schrank und für den Garten). Die meisten Frauenzimmer haben ihre Kenntnisse dieser Art nicht aus Büchern, sondern

aus der Anleitung im Aeltern-Hause, aus gelegentlichem Absehen und Abhören im gemeinen Leben, und aus eignen Versuchen und Erfahrungen. Und daran thun sie sehr wohl. Was so unmittelbar für das wirkliche Leben gelernt wird, das wird am besten auch aus dem wirklichen Leben gelernt. Doch will ich Ihnen damit nicht Ihre Koch- und Haushaltungs-Bücher aus den Händen nehmen. Im Gegentheil! ich möchte Ihnen gern noch eines hineinlegen. Dieß ist des vornehmlichen Sekretairs der livländischen ökonomisch-gemeinnützigen Gesellschaft, „Friebe's, ökonomisch-technologische Flora für Livland, Riga 1809;“ ein bei weitem nicht genug gekanntes und geschätztes Buch. Sie lernen da nicht bloß die Bäume und Kräuter unserer Wälder, Gärten und Felder genau kennen, und wo Alles wächst, und wenn es blüht, und wie es seine Früchte trägt, sondern Sie werden auch so Manches darin finden, wovon Sie in der Haushaltung unmittelbar Gebrauch machen können, und was sich wenigstens der Mühe lohnt zu versuchen.

Ein dritter Zweck, zu welchem Sie sich Natur-Kenntnisse zu erwerben haben, ist Zeitvertreib und Vergnügen. Lassen Sie mich es gestehn, ich würde mich sehr freuen, ich würde überzeugt seyn, mir ein sehr großes moralisches

Verdienst um Sie erworben zu haben, wenn es mir gelänge, durch diese Vorlesungen Sie, unter Anderem auch, auf manche neue, oder doch nicht genug gekannte und beachtete, Quelle des Vergnügens aufmerksam zu machen. Einmahl ist dem Menschen überhaupt, auch wenn er noch so arbeitsam und berufstreu ist, (und grade um so mehr, jemehr er dieses ist) Erholung, Zerstreuung und Vergnügen ebenfalls Bedürfniß. Sodann ist es dieses dem weiblichen Geschlechte um so mehr, als Sie, sobald Sie sich nur irgend aus der dumpfen Geistes-Beschränktheit und Unkultur erhoben haben, mehr in Gefahr sind, Langeweile zu haben, als wir Männer; besonders, weil ein großer Theil Ihrer eigentlichen Arbeiten selbst Ihnen Zeit und Raum läßt, während Sie sie verrichten, Geist und Gemüth zu beschäftigen, womit Sie wollen. Für dergleichen Zeitvertreibe und Genüsse nun, empfiehlt sich Ihnen das Studium der Natur-Kenntnisse ganz vorzüglich. Erst und zunächst das der Beobachtung und eignen Pflege. Beschäftigung mit Garten-Wesen, wo man es haben kann, Blumen und Stauden-Pflege auch nur im Zimmer, giebt eine eben so anziehende als lehrreiche Unterhaltung für viele müßige Augenblicke. Dann eigentliches wissenschaftliches Betreiben einzelner Zweige der Natur-Kunde für die, welche die Zeit und

die Hülfsmittel dazu haben. Botanik insbesondere ist unter allen Wissenschaften eine der ächtweiblichsten, sobald sie nicht von männlicher Pedanterei ungenießbar und unweiblich gemacht wird.

Nicht bloß aber ein Gegenstand der Beschäftigung sey Ihnen die Natur. Sie ist auch ein Gegenstand der Pflicht. „In so fern zur Natur auch leblose Dinge gehören: — können wir denn gegen diese Pflichten haben?“ Wir müssen sie haben! Das höhere Glaubensbekenntniß enthält auch Pflichten gegen Bäume, Blumen und Quellen. Denn was da ist, hat ein Recht da zu seyn; ich verlege meine Pflicht gegen dasselbe, wenn ich es zerstöhre; und wäre es das kleinste Gelbblümchen. Was in seiner Art leidet, dem muß, in so fern es kann, geholfen werden; wäre es auch nur eine in ihrem Ergusse gehemmte Quelle. Unterdeffen läßt sich nicht fordern, daß diese Ansicht allgemein seyn müßte. Dennoch aber muß jeder Mensch Pflichten anerkennen auch in Hinsicht auf die leblose Natur, in so fern jeder Mensch ja Pflichten anerkennt gegen seine eigne Vernunft, und diese z. B. fordert, daß man nie und nirgends etwas Zweckloses, etwas Vernunftwidriges thun darf. In so fern jeder Mensch Pflichten anerkennt gegen sein eigenes Gefühl; wo es ja nicht darauf

ankommt, gegen was ich dieß und das empfinde, sondern wie ich es empfinde. Hauptsächlich aber, in so fern wir Pflichten haben gegen Gott, den Schöpfer, den Erhalter, den Regierer dieser Natur. Ein gutes Kind wird eine Kunstarbeit seiner Mutter, wird gleichviel welches Geräth, das dem Vater gehört, und ihm lieb ist, gewiß nicht muthwillig zerstören oder verletzen — gleichviel ob es auch ihm, dem Kinde, etwas werth ist, ihm gefällt oder nicht; genug schon darum nicht, weil es jemanden angehört, von jemanden sich herschreibt, den es hochachtet. Wie könnte ein nachdenkender Mensch irgend ein Werk Gottes — irgend einen Spiegel seiner Weisheit, eine Gabe seiner Güte, roh, leichtsinnig oder gedankenlos zerstören?

Und eben dieses verbietet uns meistens zugleich auch die Pflicht gegen unsre Mitmenschen. Oft sind ja dergleichen Zerstörungen und Verletzungen geradezu Eingriffe in fremdes Eigenthum; und zwar nicht bloß, wenn ein böshafter Mensch eine sorgsam gepflanzte und gepflegte Allee niederhaut, oder ein Niederträchtiger, in einem, mit edler Liberalität, dem Publikum offen stehenden Garten, Beete um- und Stauden ausgräbt: sondern auch das gehört hierher, wenn z. B. die Mutter es duldet, daß ihre Kinder in fremden Gärten Blumen und Früchte

brechen, oder wenn die jungen Damen auf einer Lustparthie über ein besäetes Feld fahren, und die schönen vollen Wiesen niedertreten; sich etwa einen kleinen Umweg zu ersparen. Um Schonung selbst der leblosen Natur, des Pflanzen-Reiches und der Bäume, bittet uns endlich auch die lebendige Schöpfung um uns her. Der Fuß des Mannes kann keine Grassaude zerstampfen, die Hand der Jungfrau keine Blume abbrechen, ohne daß dadurch für eine Anzahl kleiner Geschöpfe ihre Wohnung oder Nahrung, oder doch eine Summe von Lebensgenuß, vernichtet würde.

„Wie sollen wir uns denn nun gegen die leblose Schöpfung benehmen?“ Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich Ihnen Empfinderei predigen, daß ich es als Vergehen anrechnen wollte, eine Blume abzureißen. Empfinderei wohnt selten oder nie bei wahrer Empfindung; und man will wohl gar von Exempeln wissen, daß Personen, deren weichem Herzen ein verwelkter Rosenstock Thränen entlockte, dem Dienstmädchen in demselben Augenblicke ihre Hand eben nicht weich fühlen ließen. Also keine Empfinderei, keine Ziererei! Pflücken Sie Blumen ab, um sich damit zu schmücken, oder Ihr Zimmer freundlich zu machen; reißen Sie Stauden aus, lassen Sie selbst — (aber ich bitte: dieß nur im

äußersten Nothfall) Bäume niederhauen, wo sie im Wege stehen: Nur reißen Sie auf Ihren Spaziergängen auch nicht eine Blume ab, bloß um sie abzureißen; nur schonen, erhalten, pflegen Sie des Daseyns, des bloß scheinenden Lebens auch, selbst in der nicht athmenden Schöpfung um uns her. Pflegen Sie, wie Sie ja ohnehin so gerne thun, pflegen Sie, Ihrer freundlichen Natur=Neigung, Ihrer erhabnen Natur=Bestimmung gemäß, auch im Pflanzen-Reiche um sich her! Blumen und Kräuter ziehen, Stauden und Bäume warten ist, wenn irgend etwas, ein ächt weibliches Vergnügen.

Daß auch dieß entweiht werden kann, wenn es mit Verabsäumung höherer Pflichten getrieben wird, wenn es in Zeit- und Geld=Verschwendung ausartet, ist freilich nur allzuwahr; gehört im Grunde aber nicht hierher. Denn da liegt alsdann nicht wahre Natur=Liebhaberei, sondern Anderes zum Grunde.

Und endlich so gewöhnen Sie sich auch an höhere Ansichten selbst der Pflanzenwelt.

*) Es grünt in Hain und Flur ein still und freundlich Leben;

Auch aus bemoostem Stein versucht's empor zu streben.

*) S. Neues Livländisches Gesangbuch von 1810, Nr. 380. (Dieses Lied sowohl, als die wei-

Wie lächelt es so schön in junger Blüthen Glanz!
Wie segnet es so reich im vollen Aerndte-Kranz!

Ein ew'ger Friede herrscht in dieses Rei-
ches Weiten;

Hier blühen immer neu der Milde Seligkeiten.
Wie sich das Aug' erquickt am sanften Grün
der Flur,
So schweigt des Herzens Sturm im Anschau'n
der Natur!

Hier senket näher sich der Himmel zu der
Erde,

Auf daß in seinem Licht verklärt ihr Antlitz
werde;
Es schaut vertraulicher, aus seinem niedern
Staub',
Der Mensch zum Himmel auf durch voller
Zweige Laub.

Ein Tempel ist die Flur; unzähligen Al-
tären
Entsteiget Opferdunst, dich, Herr der Welt zu
ehren.

ter unten benützten Nr. 379 und 381, haben
mit gegenwärtigen Vorlesungen denselben Ver-
fasser.)

Es beten feierend dich die Millionen an,
Die Speis' und Obdach hier aus deiner Hand
empfahn.

Auch ich, Herr, bete an im Heiligthum
der Fluren;

Entweihe nirgends sie mit der Verwüstung Spu-
ren;

Ich freu' mich dort der Müh', die schafft, pflegt,
und erhält.

Ist doch ein jeder Baum schon eine Freuden-
Welt!

Auch ich, Herr, bete an! und wenn mich
Sorgen drücken,

Wenn Freud' und Hoffnung mich zu frommen
Dank entzücken:

Eil' ich hinaus zur Flur — und leichter wird
die Brust

Zu Aufschau'n dort zu dir; und heilig jede Lust.

Siebente Vorlesung.

Natur-Wirkungen und Natur-Genuß.

Die, in dem Schlußliede der letzten Vorlesung aufgestellten, Ansichten führen uns jetzt zu dem Eindrücke der Natur auf den Menschen, und zu dessen Benützung. Die Natur wirkt auf uns physisch. Licht und Luft bedarf, nach Licht und Luft sehnt sich, selbst die Pflanze. Bemerken Sie, wie Ihre Blumen am Fenster immer nach draußen hin sich drängen; wie jede Staube im Zimmer nach der Seite hin am vollsten wird, von der sie das Licht und die Luft hat. Geben Sie einer Pflanze alle Pflege, selbst auch Luft, aber lassen Sie sie an einem dunkeln Orte stehen: sie wird blaß und kränklich aussehen. Eben so mit den Menschen! Vergleute z. B., die in licht- und luftleeren Gruben und Stollen arbeiten, manche Hauswächter auch, die in dunkeln dumpfen Verhältnissen ihre Tage zubringen, haben bekanntlich eine ganz eigne, nichts weniger als gesunde, Farbe. Und selbst der weiße Teint der Kinder, wenn sie gar zu ängstlich vor der Luft ausgehütet werden, glauben Sie denn, daß er ein

Zeichen der Frische und Kraft ist? Der bloße Aufenthalt in der Luft, selbst ohne Bewegung, ist von höchst wohlthätigem Einfluß auf den Menschen; schon die Griechen sagten: die Luft habe etwas Göttliches; und sogar mit Hinsicht auf sogenannte ungesunde Bitterung kann man, es versteht sich für Personen, die nicht eben jetzt irgend einen besondern Krankheits-Stoff schon im Körper tragen, mit jenem Bräutigam, der um Unterhaltungs-Stoff verlegen war, behaupten: daß selbst schlechtes Wetter immer doch besser sey, als gar keines; d. h. auch widrige Luft im Freien immer besser, als die Luft im Zimmer und innerhalb von Häusern und Mauern. Es giebt allerdings Menschen, die recht lange leben ohne Bewegung und Luftgenuß. Aber so weit meine Erfahrungen reichen, so möchte man sagen: Ihr Leben ist auch darnach. Es ist kein frisches volles, hauptsächlich kein vollständiges Leben; d. h. entweder ihr Körper kränkelt; oder ihr Geist ist beschränkt und stumpf, oder sie sind verstimmten Gemüthes. Die wahrhaft frischesten, an Körper, Geist und Gemüth verhältnißmäßig vollkräftigsten, lebens- = frohlichsten Greise und Matronen, die ich gekannt, waren durchaus immer solche, die den Aufenthalt im Freien liebten und nach Möglichkeit sich verschafften. Doch muß ich zum Troste für diejenigen von

Ihnen, deren Verhältnisse den Aufenthalt im Freien und bftern Luftgenuß ihnen weniger erlauben, als sie es wohl wünschten, bemerken: daß es mir scheint, als ob die Natur, indem sie das weibliche Geschlecht auf die Häuslichkeit anwies, zugleich auch Sie so organisirt habe, daß es Ihnen weniger schadet, als den Männern, wenn sie auch dießfalls ihre Welt nur in ihrem Hause finden.

Andere Beweise wieder giebt es für die Wohlthätigkeit und Unentbehrlichkeit des Lichtes. Es ist bekannt, daß die Abend=Dämmerung ein ganz eignes Gefühl von Abspannung, Ruhe=Bedürfniß, Wehmuth hervorbringt. Dieß hängt mit dem Untergange der Sonne zusammen. Sind Sie da grade im Freien, so werden Sie, auch an den wärmsten Sommer=Abende, einen gewissen körperlichen Schauer empfinden. Und dann die bekannte Erfahrung, daß die Kranken, in der Regel, gegen die Nacht schlechter werden. So wie die andre Beobachtung, daß alle, auch die gesundesten und heitersten, Menschen, im November und Anfange December's, mehr als sonst je, zu trüben düstern Vorstellungen geneigt sind; auch wenn die Bitterung grade nicht, (wie sie freilich um diese Zeit meist zu seyn pflegt) nebligt und regnet ist. Es entsteht dieß schon aus der Kürze der Tage, aus dem zu we-

nigen Sonnen=Lichte, welches wir dann zu trinken bekommen.

Aber nicht bloß auf den Körper wirkt die Natur, sondern auch unmittelbar auf Geist und Gemüth. „Doch immer durch den Körper?“ Ganz kann ich dem nicht widersprechen; z. B. in so fern ein düsterer Himmel, eine dicke Luft, Niedergeschlagenheit, Mangelhaftigkeit hervorbringt; ein frischer Sommer=Morgen dagegen Muth und Entschlossenheit. Aber ganz pflichte ich ihm auch nicht bei. Daß uns z. B. ein schöner Tag, eine schöne Gegend aufheitert, auch wenn wir sie bloß aus dem Fenster sehen, kann wohl nicht bloß körperlich seyn. Noch weniger ist es das, daß eine freie weite Aussicht gleichsam auch den Gesichtskreis des Geistes erweitert, und die Sorgen=Würde, welche auf die Brust drückt, wenn auch nicht ganz weghebt, so doch erleichtert. Es mischt sich allerdings, auch in das anscheinend bloß Moralische, Physisches ein; z. B. die wohlwollende, ich möchte sagen liebes=bedürftige, Stimmung, in der man sich an einem schönen Sommer= Tage befindet, hat allerdings ihren Grund mit in der abspannenden Einwirkung der Wärme auf die Nerven. Aber die Sache liegt gewiß doch auch tiefer. Wenn Sie sich, in solchen Stimmungen genauer selbst beobachtet haben, so haben Sie gewiß gefunden: dieser Anschein von

Wohlgefühl, den die Natur rings um uns her dann hat, diese Aeußerungen tausendfachen Lebens und Lebens = Genusses rings um uns her wirken auch, und wirken mehr dazu mit, daß man da durchaus nicht hassen und grollen kann, daß man die ganze Welt an's Herz drücken möchte. Auffallender noch ist das Rein = geistige in den Natur = Eindrücken, bei der Wirkung, die z. B. ein großer stiller See macht oder ein Strom, wie unsere Däna, wenn sie an Sommer = Abenden in der untergehenden Sonne roth duftig da liegt, als ob sie schlummerte. Der heitere Friede, die zarte Milde, welche da die Seele füllen, sind nicht körperlich; sind, möchte ich sagen, ein Gotteshauch für den Geist. Noch höher in der moralischen Würdigung steht eine andre Erscheinung. Wenn anders, Meine Verehrten, Ihre Seele hassender, sinnlich = niedriger Gedanken, Bilder und Wünsche fähig ist, so versuchen Sie es einmal, dergleichen im Freien, d. h. im wirklich Freien, wo Sie den Himmel über sich, und weiten Raum rings um sich haben, aufzunehmen. Aufnehmen können Sie sie, aber nicht lange festhalten. Es ist, als ob der reine Licht- und Luftstrom dergleichen wegwünsche; als ob sie sich, der Phantasie unter den Händen, zu etwas Anderm, Edlerem oder doch Unschuldigerem, umgestalteten. Die offene freie Natur verdient den

Ruhm, „etwas Göttliches zu enthalten,“ nicht bloß von Seiten ihrer erquickenden und stärkenden Kraft, sondern dadurch noch mehr, daß sie in der That sogar etwas Heiliges hat. So wie ich glaube, daß die ganze Religion und Moral, für das geübte geistige Auge und sittliche Gefühl, in ihr enthalten ist, und aus ihren Einrichtungen und Gesetzen uns anspricht. Nicht bloß das Daseyn eines Gottes, die unendliche Macht und Güte des Welten = Regierers, sondern auch seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, des Menschen Würde, das Leben nach dem Tode in immer steigender Vollkommenheit; ja auch alle Haupt = Grundsätze der Moral, die des Wohlwollens, wie die der Gerechtigkeit. Hat die gebildete Menschheit wirklich — wie Manche sagen, ich aber nicht glaube — den Gott der Offenbarung verloren: nun! in seinen Werken, diese recht betrachtet, kann sie ihn wieder finden. Und wir Andern finden in diesen die Bestätigung und Nutzen = Anwendung unseres Christen = Glaubens.

(Neues Lirländisches Gesang = Buch,
No. 381.)

Quell des Lebens ist die Stätte,
Wo in die offne Flur ich trete;
Es weht des Schöpfers Geist in ihr.
Meer des Lichts, das sich ergießet!

Du Strom der Luft, die mich umfließet!
 Des Lebens Kraft verjüngt ihr mir.
 Ich spreche froh zur Pflicht:
 „D komm! ich scheu' dich nicht!“
 Und zum Schmerze:
 „Der dich mir schafft,
 Giebt mir auch Kraft
 Zu tragen, was er auferlegt.“

Freundlich ist der Geist der Fluren,
 Zeigt, auch in Moos und Sand, die Spuren
 Der Liebe, die das Weltall trägt.
 Keine hohe Wille wohnt,
 Und ungeführter Friede thronet
 In Allem, was die Aue pflegt.
 Ergebung winkt die Ruh'
 Des heitern Stroms dir zu.
 Und du fühlst:
 „Im Sturme nicht,
 Der beugt und bricht,
 Im lindern Säuseln naht der Herr!“

Jegliche der Jahr's-Gestalten
 Erscheint, um feierlich zu walten
 In dem ergriffenen Gemüth.
 Tod und Leben schaun nach oben;
 Es sey, daß Winter=Stürme toben,
 Es sey, daß hold der Frühling blüht.

Von oben kommt das Licht,
 Das uns das Angesicht
 Unserer Erde
 Jetzt trübt und bleicht,
 Jetzt freundlich zeigt;
 Den Himmel feiern Hain und Flur.

Heilig, heilig sind die Auen!
 Und mächtiger ergreift das Grauen
 Der Sünde dort die fromme Brust.
 Unter Gottes Himmel bleichen,
 Im Tempel der Natur entweichen
 Die Bilder niederer Sinnelust.
 Für Haß und Zorn und Neid
 Ist dort das Herz zu weit;
 Obem Gottes
 Umhauchet dich,
 Und weihet sich
 Den Geist auch durch die Sinnwelt.

Sink' auch nun die Sonne nieder;
 Durchschaure da des Staubes Glieder
 Das Vorgefühl der düstern Gruft:
 Jetzt tritt aus der Himmel Ferne
 Hervor das heil'ge Heer der Sterne,
 Und, wie mit Geister-Stimmen, ruft
 Von dort die Ewigkeit:
 „Mein bist du, Kind der Zeit!“ —

Nicht mehr beb' ich;
 In Wonn' entzückt,
 Der Erd' entrückt,
 Fall' ich an's ew'ge Waterherz.

Pflicht und Weisheit in Hinsicht auf die Natur fordern denn nun erstens: daß wir von ihr und ihren Kräften weder zu viel noch zu wenig erwarten. Der Unglaube wie der Aberglaube sind dießfalls gleich tadelnswerth. Allerdings darf man nichts von der Natur fordern, was in ihren Kräften, so weit sie uns bekannt sind, gar nicht liegen kann, was ihren Gesetzen geradezu widerspricht. Also z. B. der ehemalige Glaube an den Einfluß des Standes der Gestirne bei der Geburt eines Menschen war Aberglaube; der Glaube an sogenannte sympathetische Curen, wo nicht etwa Physisches zum Grunde liegt (wie allerdings in vielen Fällen) ist Aberglaube. Allein gewiß ist es doch auch, daß Vieles in der Natur uns noch unbekannt ist; daß ihre Kräfte, besonders in unsern Zeiten, immer tiefer erschöpfet, ihre Geheimnisse und Räthsel immer verständlicher gemacht werden. Wenn also neue Erfindungen, Versuche und Heilmittel aufkommen, wie z. B. in unsern Zeiten der Magnetismus, so darf man dieß nicht so ohne weiteres verwerfen und lächerlich machen. Dazu jedoch

ist das weibliche Geschlecht auch weniger geneigt, als zum vorschnellen Verwundern und Annehmen. Sie müssen auf Ihrer Hut seyn: auch in Hinsicht auf die Natur nicht sowohl nicht zu wenig, als vielmehr nicht zu viel zu glauben.

Die Natur sey uns ferner ein Gegenstand der Ehrfurcht. Auch noch ohne Hinsicht auf ihren Schöpfer und Regierer ist sie, in sich selbst schon, wie sie da vor uns liegt, so groß und herrlich, gehet Alles in ihr nach so bestimmten (obschon für uns nicht immer ganz erkennbaren) Gesetzen, daß schon deshalb der denkende und feiner fühlende Mensch sich nicht erlauben wird, zu schmähen über Natur-Gegenstände oder Natur-Erscheinungen, z. B. über lästige Witterung, über widrige Thiere, über beschwerliche und unnütz scheinende Pflanzen. Alles ist in seiner Art nützlich; Alles nöthig zur Harmonie des Ganzen. Nur die Unwissenheit spricht von Unkraut, von Ungeziefer. Der Naturkundige weiß, und lernt bei seinen Studien von Tag zu Tag mehr, wie durchaus ein jeder Natur-Gegenstand in seiner Art bewundernswürdig ist, Alles seinen mehrfachen Nutzen hat.

Die Ehrfurcht gegen die Natur selbst schon, wo sie wahrhaft vorhanden ist, wird verhüten, daß nicht Furcht und Aengstlichkeit vor einzelnen Natur-Erscheinungen und Natur-Gegenständen

statt findet. Man hält dergleichen Furcht, wenn sie bei Ihrem Geschlechte sich zeigt, für eine weibliche Eigenthümlichkeit. Dieß ist sie aber nicht. Denn nicht bloß, daß sie gleichfalls bei Männern vorkommt, sondern viele Personen Ihres Geschlechtes haben sie auch nicht. Wenn also die Eine vor einer Maus, einem Wurme, einer Spinne laut aufschreit, und die Andere dergleichen kaum bemerkt oder damit spielt, wenn die Eine vor der ganzen Jahreszeit, auf die wir andern Alle neun Monate lang uns freuen, neun Monate lang bange ist, weil es da Gewitter giebt; während die Andre sich lieber die Augen am Blitze verdirbt, als daß sie es über sich vermidhte, sie von dem herrlichen Schauspiele abzugiehen: so muß jene Furcht wohl einen andern Grund haben. Gewöhnlich hat sie ihren Grund in der Reizbarkeit der Nerven. Auch ohne eigentlich vor dem und jenem Thierchen z. B. bang zu seyn, fährt man wohl zusammen, wenn eines plöglich einmahl vor einem kriecht, so bald man eben krankhaft gestimmt ist. Es ist also natürlich, daß Personen, die immer reizbar sind, um so leichter erschrecken vor dergleichen, wie vor allem anderem Plöglichem, Widerlichem oder ungewöhnlich Gestalteten. Dagegen giebt es denn kein anderes Mittel als, (was eine Universal=Arzenei auch gegen weit wichtigere Uebel und Unarten

ist) man halte und mache sich gesund und fest. Das kann man, auch dießfalls, von der Seele aus, sobald die Seele es nur ernstlich will.

Ich habe davon ein Beispiel erlebt, das mich, ich gestehe es gern, unduldsam=streng macht gegen, zumahl junge, Damen, die ihre Furchtsamkeit immer mit ihrem körperlichen Zustande entschuldigen. Eine ausgezeichnet achtungswürdige Frau war, von ihrem vor Gewittern furchtsamen Vater, zur Gewitter=Furcht recht eigentlich, kann man sagen, zugezogen worden; sie hatte ein reizbares Nerven=System, und eine überhaupt schwächliche Gesundheit. Man kann also denken, daß sie in hohem Grade gewitter=bang war. Sie war Mutter, und eine äußerst gewissenhafte Mutter. Da sie also fürchtete, ihre Kinder dießfalls durch ihr Beispiel auch zu verbilden, und auch schon sich schämte, die Kinder von ihrer Furchtsamkeit Zeugen seyn zu lassen, so suchte sie sich Gewalt anzuthun. Es gieng schwer, ging langsam vorwärts! aber es gieng. Und so brachte sie es durch ernsten Willen dahin, daß sie in ihren vierziger Jahren, wo ihre Gesundheit durch so manches Andere noch weit hinfalliger geworden war, ihre frühere Gewitter=Furcht schon so sehr besiegt hatte, daß, wenn sie länger gelebt hätte, sie gewiß gänzlich über sie Meister geworden seyn würde.

Aber auch in dieser Hinsicht braucht es zuweilen nicht einmahl einer umständlichen und langsamten Cur. Es ist gar keine physische Schwäche da, sondern bloß eine moralische. Man muß dem jungen Mädchen nur nicht erlauben, sich anzustellen; — ein recht guter hiesiger Ausdruck, der zugleich das Uebel und seine Heilmittel bezeichnet! Denn jenes Uebel ist zuweilen wirklich nichts Anders als Affectation; besonders bei jüngeren Personen. Sie halten dergleichen Bangigkeit für etwas Mädchenhaftes; sie glauben, es kleide sie gut; sie wollen, zumahl in Gesellschaft Fremder, bemerkt seyn, wollen interessiren. Sind sie dann so glücklich, daß man sie nicht bemerkt, oder mit einem gewissen Ausdrucke von Geringschätzung abfertigt, so giebt es sich mit jener Furcht von selbst.

Benützen Sie den Natur=Genuß für Gesundheit und froheres Lebens=Gefühl des Körpers, für Aufheiterung des Geistes und Gemüthes. Man eifert gegen die Sitte der Einwohner Rigas, (Sucht nennt man es) den Sommer irgendwo im Freien zuzubringen. Nun ja! es kann das Luxus werden; es wird es oft; mit Ausgaben verbunden ist es immer. Aber wenn alle an sich vermeidliche Ausgaben noch so viel für sich hätten als diese, so dürfte man gar wohl minder streng gegen den Luxus sich äußern.

Schon um der Kinder willen sollte einen Sommer=Aufenthalt im Freien sich möglich machen, wer es irgend vermag. Unterdeß bedarf es ja nicht grade eines eignen Gartens, oder eignen Landguthes, um der Natur sich freuen zu können. Sonnenlicht und Sommerluft, Wiesengrün, Baumbllüthen und Waldduft sind überall umsonst zu haben.

Wenn wir nur Alle, wenn nur insbesondere die Damen, in der Natur die Natur selbst mehr gendßsen. Aber so drängt sich leider nur allzu oft auch da der Hang zum Sehen und Gesehen=werden, das Gesellschaftliche und Städtische, so mächtig mit ein, daß der eigentliche Zweck darüber verfehlt wird. Man lebt auf dem Landhause, wie man den Winter durch in der Stadt selbst lebte, mit Diner's, Souper's und Spieltischen; und wer eine Bauerhütte gemiethet hat, setzt sich nicht in den Garten, in den Wald, sondern an die Straße, und läßt sich bestauben und besprühen, um nur von Allem, was vorüberfährt, auch wenn es nichts seyn kann als ärmliche Bauer=Räder, doch ja nichts zu verlieren. Es gilt wohl von den Einwohnern aller größern Städte, nach jedes Ortes Eigenheit, was man an den Einwohnern Rigas rügt. Sie gehen und fahren, von ihren engen dumpfen Mauern aus, spazieren. Nun ja! im Sommer auch auf der Duna=

Brücke, wo man den Strom und die Abend-Sonne in den Kauf mit bestimmt; Aber daß es hier doch nicht zunächst dem Strom und der Abend-Sonne gilt, sieht man aus der Lieblings-Promenade in den übrigen Jahres-Zeiten, zwischen der Häuser-Reihe der großen Straße hindurch; denn reine Luft und heitere Umsicht wird doch da wohl niemand suchen? Also denn nur andre Equipagen und andre Spaziergänger *). Niemand, auch nicht der Moralist, muß sich es beikommen lassen, Andern in Hinsicht auf das Vergnügen, so lange dieses unschuldig bleibt, etwas vorschreiben zu wollen. Also sage man: „Ich gehe oder fahre dort, ich setze mich darum dahin, bloß um mich zu zerstreuen, oder weil das nun eben mich ergötzt!“ Das darf man! Aber man führe nur nicht dann so etwas an, wenn man beweisen will, daß man den Natur-Genuß liebt.

*) Seitdem, nach dem Kriegs-Brande von 1812, die Vorstadt neu und geräumiger aufgebaut ist, und freundliche Alleen und Baum-Partieen sich um die Stadt her ziehen, hat es sich allerdings dießfalls ins Bessere geändert. Deshalb aber durfte obige Stelle doch nicht gestrichen werden; ihrer moralischen Tendenz, wie der historischen Treue, wegen.

Anmerkung vom Jahre 1817.

Zuweilen lieben aber auch den wirklichen die Damen wieder zu sehr. Unsere Sommer-Abende, selbst wenn sie warm sind, sind deßhalb doch — fragen Sie jeden Arzt — nichts weniger als so ganz unschädlich. Aber feucht und kalt, wie sie so oft sind, können sie ja wohl nicht anders als nachtheilig wirken; und am meisten nach einem warmen Tage. Hat man nun den Tag über im Zimmer gegessen, und will das Versäumte jetzt am feuchten Abende nachholen, so ist das verkehrt. Oder man hat den Tag schon genossen: so ist das ungenügsam.

Noch zwei Erinnerungen in Hinsicht auf den Natur-Genuß. Das weibliche Geschlecht darf ihn nie suchen mit Hintenansetzung höherer Hinsichten. Also lieber auf Spazierengehn ganz Verzicht thun, als allein gehn; an Orten gehn, und unter Umständen, wo der Anstand es widerräth. Oder, um nur von einer Landpartie zu seyn, sie in einer Gesellschaft zu machen, welche wirklich Gefahren haben, oder wenigstens schiefe Urtheile veranlassen kann.

Ein Zweites! Man muß Natur-Genuß immer und überall haben können. Wenn so manche gereifte Herren von berühmten Gegenden des Auslandes sprechen, in einem Tone, als ob es niemandem einfallen dürfte, zu glauben, daß das Vaterland auch Ge-

genden und Ausichten hätte; so spricht da in der Regel aus ihnen weit weniger der wahre Naturfinn, als die Eitelkeit. Allerdings wird der wahre Naturfinn in der Schweiz, am Rhein, in dem untern Italien ein wenig mehr Genuß haben, als in den Sand- und Moor-Wüsten, wie sie in Livland nur zu oft noch den Wanderer anhängen. Aber wen nun sein Schicksal auch selbst in eine solche Debe verbannt, der hätte doch da auch einen Himmel über sich, einen Boden, wo etwas wüchse, unter sich, und die Luft um sich; und das ist genug, um von der Natur immer doch etwas zu haben. Erinnern Sie sich doch nur, an was für Stellen Sie zuweilen gerade Ihre schönsten Sommer-Tage genossen haben. — „Aber so gehört doch immer der Sommer dazu?“ — Auch das nicht! Jede Jahreszeit hat ihre eignen Reize; man muß nur nicht so thöricht seyn, vom Winter den Frühling, vom Herbst den Sommer zu fordern. Jede Gestalt der Natur hat ihr Anziehendes. Wir hat schon oft ein völlig bewölkter Himmel mit seinen Wolken-Zügen, seinen dunklern und lichtern Stellen, seiner Beleuchtung oder Nichtbeleuchtung der Landschaft, eine so reiche Ausbeute an Unterhaltung, Zerstreuung, Aufheiterung selbst gegeben, als — „ein schöner Juniustag?“ Nein! das nicht; Aber! — als

ich eben bedurfte. Und damit kann man, denke ich, immer sehr zufrieden seyn.

Endlich so nähern Sie den Natur-Genuß auch für die höhern moralischen Zwecke. Wenn Sie auf dem Lande sich befinden, und irgend eine Stimmung des Hasses oder des Neides sich ihrer Seele bemächtigen will: hinaus ins Freie! Sie werden vergessen lernen, werden jene Gefühle verlieren in den auf Sie zuströmenden Gefühlen der Freude, und des Mitgeföhles. Wenn irgend eine Sorge Sie schwer drückt, wenn Sie irgend einen wichtigen Entschluß zu fassen haben, wenn Sie sich ergeben müssen in ein hartes Schicksal: hinaus ins Freie! Dort macht sich Alles dergleichen besser ab! Niemals bin ich, wenn ich eine Sorgen-Bürge auf einen Spaziergang mitnahm, so schwer beladen damit zurück gekommen, als ich ausging. Aber eigentlicher Kummer, tiefer Seelen-Schmerz, sagt man, verschlimmert sich in der Einsamkeit der Natur. Ja! in der Einsamkeit der Natur, d. h. wenn man im Garten sitzt, in Wälder geht und nichts sieht und höret, als den niederschlagenden Gedanken, dem es gilt, und der, alsdann freilich, seine Gewalt um so ungestörter über die Seele ausüben kann. Rechter Natur-Genuß wird erst lindernder, dann heilender, Balsam auch für die tiefsten Herzens-Wunden; jener Natur-Genuß; näm-

lich wo der Mensch zufrüherst — o! noch nicht sich freuet mit dem, was um ihn her froh ist; sondern nur die Gegenstände bemerkt, die seinem Schmerze neue Nahrung geben, z. B. Leiden auch der Thiere; Verfolgung und Krieg in der ganzen Schöpfung; die schöne Knospe die da abgebrochen wurde, „gleich seiner Hoffnung;“ die Blume, die da welkte aus Mangel an Pflege, „wie das Herz, wenn es sich vergebens nach Liebe sehnt.“ Nimmt man aber nur erst dergleichen auf, sieht man, hört man nur erst um sich her, so sieht und hört man dann auch Andern, was unwillkürlich abzieht von den fränkhaft erfaßten widrigen Gegenständen. Und dieß nun schon zerstreut. Nachher zieht auch wohl Eines und das Andere Auge und Gemüth, gleichsam wider Willen, freundlicher an; und am Ende drängt sich ein Trost, eine Freude auf, die man nun schon gar nicht mehr abweisen kann.

Hülfsmittel für den Natur-Genuß sollte es wohl keine andern geben dürfen, scheint es, als die Erhaltung des bloßen einfachen Natur-Sinnes. Allerdings! Und ich empfehle Ihnen diesen vorzüglich. Ich warne Sie deshalb ganz besonders vor der Modensucht, die dem Natur-Sinne mehr denn alles Andere gefährlich ist. Ich rathe Ihnen, auch aus diesem Grunde, mit sich selbst in Frieden zu bleiben, sich ein reines

Gewissen zu bewahren. Denn der Natur-Genuß liebt die Einsamkeit; das unruhige Gewissen aber liebt diese nicht. Unterdessen hat der höhere und moralische Natur-Genuß doch auch noch seine besondern Erweckungs- und Stärkungs-Mittel. Dahin gehört vorzüglich die Lectüre guter Dichter. Unsere deutsche Literatur hat an ächter Natur-Poesie, das heißt: an solcher, die nicht in schönen Phrasen spielt, sondern in innigsten Empfindungen fühlt, einen Reichthum, wie vielleicht keine Literatur einer andern Nation. Besonders zeichnen sich unter den ältern Gessner und Uz aus, und unter den neueren Wos (Matthison ist schon zu kunstreich). Unter den Prosaisern Jean Paul Friedrich Richter. Wie in mehrerer Hinsicht, so ist es auch in dieser, schade, daß man diesen Schriftsteller, wegen seiner häufigen, dem Frauen-Kreise meist so unverständlichen, gelehrten Anspielungen, und wegen seines nicht selten geschraubten, verschrobnen Witzes, dem weiblichen Geschlechte nicht so unbedingt empfehlen kann, wie es außer dem geschehen müßte. Denn übrigens hat er der Eigenthümlichkeiten, die ihn recht eigentlich zu einem Schriftsteller für Ihr Geschlecht machen, mehrere. Erstens, und vor Allem: Er steht, unter unsern ausgezeichneten Roman-Verfassern, vielleicht ganz oben an in der moralischen

Reinheit. Bei diesen Darstellungen kann nicht bloß die unschuldige weibliche Seele (den Namen ist Vieles rein) sondern selbst eine nicht-unschuldige, durchaus nie etwas Unwürdiges denken. Sodann sieht er und giebt er Ihr Geschlecht in einem so freundlichen, schönen, erhabnen Lichte, daß ein Mann, der wahrer Vertrauter von dem ganzen Jean Paul (nicht bloß von seinem Witz) wurde, nie zum Verbrecher oder Lasterer an Ihrem Geschlechte werden kann. Und drittens nun, in näherer Beziehung gerade auf unsern vorliegenden Gegenstand, so ist er unerschöpflich reich und immer neu (wenn denn auch zuweilen sonderbar) in seinen Ansichten und Darstellungen der Natur. Ein kräftiges, und wunderbar, bis zum Abenteuerlichen, beseeltes, Natur-Leben, regt sich auch in La-Motte-Fouquets Dichtungen.

Für die moralischen Ansichten und Deutungen der Natur empfehlen sich: „Die Handzeichnungen nach der Natur von Hippel; und die Gleichnisse von der (Ihnen sonder Zweifel schon freundlichst bekannten) Caroline Wihler.“

Sie bemerken, die eine dieser Schriften kam aus weiblicher Feder. Ueberhaupt hat das weibliche Geschlecht, um die Natur-Darstellungen nicht bloß, sondern selbst um die Natur-Studien so manches Verdienst. Zwei der

berühmtesten Sternkundigen unsrer Zeit, De la Lande in Paris und Herschel in London wurden, bei ihren astronomischen Arbeiten, jener von einer Nichte, dieser von seiner Schwester, so thätig unterstützt, daß diese beiden weiblichen Namen, in der Geschichte des Sternen-Himmels, eben so gut einen Ehrenplatz einnehmen, als jene männlichen. In der Botanik haben sich, selbst schon in ältern Zeiten, Mehrere des Geschlechts ausgezeichnet. Naturhistorische Zeichnungen der berühmten Merian kamen Ihnen selbst vielleicht einmahl zu Gesichte *). Und daß unter den Malerinnen die meisten, nun eben in Landschafts- und Blumen-Stücken, das Vortrefliche leisten, 'erscheint als ein Wink der Natur mehr, daß die Natur, wie das Haus, dem Weibe zu ihrer Welt angewiesen wurde.

Bei Kindern ist der Natursinn schon da; er braucht also nicht erst hervorgebracht zu werden; er will nur nicht unterdrückt seyn, und nicht falsch geleitet. Nicht unterdrückt, durch zu frühe Anstands-Hinsichten und gesellschaftliche Beschränkungen, oder durch zu frühes und einseitiges Bücher-Lesen. Der achtjährige Knabe, welcher sich bunte Steinchen, besonders gezeichnete Blätter, und dergleichen,

*) In Riga enthält insbesondere das Himselfche Cabinet Pracht-Arbeiten von ihr.

zusammenliest, auch bloß um damit zu spielen, bleibt der Natur näher, als der, welcher schon über Junks Natur-Geschichte liest. Noch wichtiger aber ist es, daß der Natursinn bei Kindern nicht falsch geleitet werde, wieder eben durch Bücher. In dieser Hinsicht hat die Menge neuer naturhistorischer Kinder-Bücher und Kupfer=Werke, gewiß weit mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Das Kind sieht dann freilich die bunten Kupferchen an und freut sich darüber, merkt denn auch wohl etwa einen und den andern Namen. Aber die nöthige anschauliche Kenntniß der Natur=Gegenstände erlangt es aus diesen Büchern doch nicht. Es gewöhnt sich, nur zu bildern, nur flüchtig zu lesen und halb zu verstehen. Weit sicherer: man gewöhne sie, die Gegenstände, die sie in der Natur selbst vor Augen haben, genau anzuschauen, an ihren Kennzeichen zu unterscheiden, mit andern sie zu vergleichen, sie wieder zu kennen auch in abweichenden Gestalten, und so weiter! Für den ächten Natursinn Ihrer Kinder sorgen Sie also besser, wenn Sie sie lehren: vor allen Dingen die Blätter der Aepfel-, Birnen-, und Kirschen-Bäume, frisch aufgegangne Petersilien und Wurfsamen von einander zu unterscheiden, als ein Langes und Breites von der Theestaupe oder vom Upoaß-Baum zu lesen, ehe sie noch kaum ein

Birkenblatt oder ein Marien-Blümchen recht ansehen gelernt haben. Das zweite Anliegen ist: Verbittern und beschränken Sie den Kindern den Natur=Genuß nicht ohne Noth. Das gar zu ängstliche Ausbäten der Kinder im Freien, macht sie einer beständigen und ängstlichen Sorgsamkeit bedürftig; also auf weit längere Zeit unmündig, als es der Wille der Natur seyn konnte, die immer und überall darauf hinstrebt, daß der Mensch sich selbst soll helfen lernen. Wenn Sie Ihre Kinder überhaupt an strengen Gehorsam gewöhnen, wenn die Liebe der Kinder zu Ihnen: „nichts zu thun, was Sie kränken mußte, so wie Sie es erführen“ als stete Begleiterin neben denselben hergeht, so können Sie getrost im Felde und Garten, sie auch ein paar Schritte weiter gehen lassen, als nun gerade eben Ihr Auge reicht. Dürfen aber Kinder im Schooße der Natur, nach ihrer Art froh seyn, so geht es denn freilich nicht ohne dem ab, daß sie nicht auch einmahl sich ein wenig verletzen; und noch leichter wird etwas von Geräthschaften oder an der Kleidung beschädigt. Aber von dem Allen sollte fürwahr doch der Nachtheil nicht so hoch angeschlagen werden, daß man den Glücklichen ihren Freuden=Gewinn aus dem Aufenthalt im Freien, durch immer wiederkehrendes Warnen und Schelten, verkümmern dürfte.

Benützen Sie endlich die frohen und feierlichen Natur = Einbrücke bei Kindern, die eines prachtvollen Sonnen = Unterganges, eines majestätischen Gewitters, eines innig = froh genossenen Frühlings = Tages, um sie zum Höheren aufzuleiten. Nie ist es dem Menschen überhaupt, und also auch dem Kinde, ein dringenderes Bedürfniß, von der Erde hinweg zum Himmel emporzuschauen, als eben, wenn er seine Erde am anziehendsten findet; nie erwacht die Ahnung von dem Jenseitigen, Unendlichen, Ewigen, lebendiger in der bewegten Brust, als wenn das Sinnliche und Irdisch = flüchtige seine Reize so eben am schönsten vor dem Auge entfaltet hatte.

Achte Vorlesung.

Die lebendige Schöpfung.

„Hat der Mensch Pflichten auch gegen die Thiere?“ wird niemand fragen, wer Obliegenheiten selbst in Hinsicht auf die leblose Schöpfung anerkannt hat; — werden Sie, meine Zuhörerinnen, am wenigsten fragen, da Ihr Gefühl mit der Antwort zuvorkommt; indem, wie bereits erinnert worden, das weibliche Geschlecht, schon seinem ganzen Wesen nach, mit Allem, was lebt, befreundet sich fühlt. Sonderbar, daß man es je hat nöthig finden können, erst zu beweisen: es gebe wirklich dergleichen Pflichten! daß man, nur erst in den neueren Zeiten, nur gelegentlich und nur schwächern, es gewagt hat, in den Lehrbüchern der Religion und Moral, auch der Pflichten gegen die Thiere zu erwähnen. So lange die Pflichten gegen die Thiere (oder besser, einleuchtender: gegen Alles, was lebt) nicht eben so allgemein und heilig anerkannt werden, als die gegen die Menschen: so lange werden auch diese letztern Pflichten selbst immer noch so gröblich verlegt werden, als lei-

der geschicht. Es gilt hier dem allgemeinen Pflichten = Sinne, dem natürlichsten Gerechtigkeits = Gefühle. Wenn das nicht in der Brust des Menschen, als das nimmer verlschende heilige Feuer, leuchtet und wärmt, wenn es dort nicht sein eignes Leben hat, sondern, bloß ab und zu, durch einzelne Gegenstände und für sie, aufgeregt wird; so läßt sich für die Mitmenschen eben so wenig eine allgemeine und sichere Gerechtigkeit erwarten.

Erlauben Sie mir übrigens, in Behandlung dieses Gegenstandes, bei mancher Ansicht länger zu verweilen, als es für Sie selbst wohl nöthig seyn möchte. Es geschieht des Gebrauchs wegen, den Sie von diesen Wahrheiten zur Belehrung Ihrer Kinder, und zur Verbreitung einer richtigern und edlern Denkart im Allgemeinen, machen können und sollen.

Wenn Gott nicht gewollt hätte, daß auch die Thiere leben sollten, so hätte er sie nicht geschaffen; wenn nicht auch ihnen Ansprüche auf Lebens = Genuß, und Sicherung gegen Schmerz und Angst rechtlich zustünden, so hätte ihnen der Schöpfer nicht diese Empfänglichkeit für Weisheit gegeben. Denn das leidet doch keinen Zweifel, daß, obschon wir uns von dem Lebens = Genusse so manches Thieres durchaus keinen Begriff machen können, und obschon viele Leben =

dige nicht im Stande sind, ihren Schmerz durch Geschrei und Wimmern auszudrücken, sie deshalb doch so Schmerz als Lust empfinden. Sehn Sie einmahl ein abgejagtes oder ein überladenes Pferd darauf an — ob nicht aus seinem Auge, aus der Haltung, und aus einem gewissen Ausdrucke des ganzen Kopfs, gleichsam ein Seufzer Sie ansprechen wird? Das Zittern eines Insekts, wenn ihm ein Flügel, oder Fuß ausgerissen ist, kann wohl nichts anderes seyn, als Ausdruck namenlosen Schmerzes; denn je kleiner das Thier und je feiner also sein Bau, desto reizbarer muß es wohl seyn. Dazu kommt noch ein anderer wichtiger Umstand, der die Leiden der thierischen Schöpfung ins Unendliche vermehrt. Wir Menschen können, bei körperlichen Beschwerden und Schmerzen, uns zerstreuen und betäuben, sie überwinden durch Phantasie und Vernunft. Dieß kann das Thier nicht, und darum empfindet letzteres jede körperliche Minderkeit, die ihm widerfährt, desto tiefer und peinlicher.

Aber nicht bloß das Mitleid, sondern eine gewisse Achtung selbst, drängt, möchte ich sagen, dem Menschen Pflichten gegen die Thiere auf. Obschon nicht mit Vernunft, und selbst mit einzelnen Geisteskräften, wenigstens nicht so, wie der Mensch, begabt, vermag und thut doch

jedes Thier in seiner Art Bewundernswürdiges, um seine Nahrung, seinen Schutz, Freude nach seiner Art, sich und seinen Jungen zu verschaffen. Man nennt das Instinct; man nimmt das für etwas Mechanisches; aber ich frage Sie, haben Sie jemahls die in einem gläsernen Dienen=Stoße arbeitenden Bienen, haben Sie zu Haufen tragende Ameisen, haben Sie auch nur eine Spinne, beim Anlegen ihres Gewebes, beobachten können — ohne nicht bloß zu bewundern, was da geleistet wurde, sondern ohne (ich kann es nicht anders ausdrücken!) von einer gewissen Achtung, für das fleißige und gewandte Geschöpfchen selbst, sich angeregt zu fühlen? Und wenn man nun vollends Acht hat auf die, doch so sehr häufigen und mannichfaltigen Fälle, wo Thiere, in besondern Lagen und Umständen, geradezu eine Art von Verstand und Ueberlegung zeigen; wenn man, bei einigen besonders, ihre vielen schönen moralischen Züge von Anhänglichkeit, Treue, Dankbarkeit in Anschlag bringt; wenn man, bei allen, ihre Liebe und Sorgfalt, ihre Anstrengungen und Aufopferungen für ihre Jungen, erwägt, denen zu Liebe das schwächste Thier muthig, das stumpfste gewandt, das grausamste mild wird: so begreife ich nicht, wie der denkende, fühlende Mensch die Verwandtschaft der thierischen Natur mit der menschlichen ver-

kennen kann; wie wir nicht, in den Lebendigen um uns her, jüngere, noch unentwickelte, oder gleichsam nur verabsäumte, zurückgebliebene Geschwister — nun! wenn denn auch nicht grade achten und lieben, so doch schonen sollten.

Glimmen nicht der Denkkraft Funken
Einzeln auch in Thieren hell?
Hat nicht, was da lebt, getrunken
Aus der ew'gen Liebe Quell?
Wenn das Thier sich schüßt und nährt,
Wenn es Dank und Treue hegt,
Wenn es jungen Lebens pflegt:
Wird's in höh'ern Licht verkläret,
Drängt sich's, mit dem Geister=Chor,
Zu des Lebens Gott empor *).

Wenn der Mensch nun aber auch, so wie er nur zu gerne thut, bloß von sich ausgehen, Alles auf sich zurückführen will, so legt ihm selbst das auch Pflichten gegen die Thiere auf. Von Allen ziehen wir mittelbar Nutzen; und grade die verachtetesten leisten durch das, wozu sie in der Natur bestimmt sind, uns nicht selten die wichtigsten Dienste. Alle tragen zu unserm Vergnügen bei; indem jedes in seiner Art das herrliche Schauspiel der Schöpfung so anziehend machen hilft, als es vor uns da liegt.

*) Schwedisches Gesangbuch von 1810, Nr. 379.

Manche Thiere aber insbesondere sind uns so unmittelbar nützlich, so durchaus unentbehrlich für den Grad von Bildung und Lebens-Genuß, den wir besitzen, daß — ja! daß der Zug, in einem unpartheiischen Gemälde des menschlichen Herzens, einen häßlichen Schandfleck giebt, wie nun eben diese Hausthiere von den Menschen — und man kann, ach man muß, geradezu sagen: von den größten Theile der Menschen — behandelt werden. Am traurigsten, und wirklich, bei näherer Erwägung, empörend für jedes nicht ganz abgestumpfte Gefühl, ist das Schicksal grade des allernützlichsten und, in so weit das Wort auf ein Thier anwendbar ist, edelsten Hausthiere, des Pferdes. Alle Thiere übrigens, denen der Mensch die zweideutige Ehre erzeigt, sie in seine Nähe zu ziehen, und in irgend einer Art zu seinen Diensten zu gebrauchen, alle müssen das, was sie an etwaniger Pflege von ihm erhalten, im Ganzen sehr theuer bezahlen. Denn auch der Vogel, den man noch so liebevoll pflegt, muß dafür ja doch immer wenigstens seine Freiheit entbehren. Aber man sehe sein Schren und Drängen, aus dem Bauer zu entkommen, und man wird ahnden, wie viel jenes „wenigstens“ ist!

„Sollen wir denn, wie die Hindus, auch nicht ein Insect tödten, und sollen Hospitäler für

Hunde und Katzen anlegen?“ Zum Spott hierüber wenigstens sehe ich keinen Grund. Im Gegentheil! Die zarte scheue Schonung alles Lebens bei den Anhängern der Lama-Religion — hat, auch wenn man sie allerdings zu weit getrieben finden muß, etwas freundlich-Interessantes, etwas Rührendes. Zu weit aber geht sie unstreitig. Der Mensch darf nicht bloß, er soll Fleisch-Nahrung genießen; die Natur selbst gab ihm die Anweisung darauf; schon in dem Baue seiner Zähne, die er nicht bloß mit den gras-käuenden, sondern auch mit den fleisch-essenden Thieren gemein hat. Kein Volk, das bloß von Kräutern lebt, hat dieselbe volle Lebendigkeit, Kraft und Ausdauer, wie ein anderes, das zugleich Fleisch genießt. Ja selbst bei einzelnen Menschen, und aus gewissen Zeit-Ab schnitten streng fastender Christen-Partheien, lassen sich lehrreiche Beobachtungen darüber sammeln, wie die Fleisch-Nahrung auf den Körper nicht bloß, sondern auch auf den Geist, besonders aber auf Muth und Entschlossenheit, wirkt.

Auch verliert die lebendige Schöpfung dadurch, daß wir einen Theil davon zu unserer Nahrung tödten, bei weitem nicht so viel, als es auf den ersten Anblick scheint. Denn wenn Alles, was da lebt, nur vor Alter stirbt, und weder todt noch lebendig aufgezehrt würde von

andern Geschöpfen; so würde die ganze weite Welt um uns her in ein offenes Grab sich verwandeln, dessen pestilenzialische Ausdünstungen in kurzem Alles, was lebt, ersticken müßten. Und glauben Sie denn nicht, daß das Thier, wenn es von einem andern Thiere oder vom Menschen, plötzlich und gewaltsam, getödtet wird, im Grunde doch viel weniger leidet, als wenn es vor Alter und Hunger langsam verschmachtet?

Diejenigen Thiere, welche sterben müssen, tödtete man nicht mit Grausamkeit, erspare ihnen alle Schmerzen und Beschwerden, die nur irgend zu vermeiden sind. Auch wenn es gefährliche widerliche Thiere sind, auch wenn sie uns noch so eben einen Schaden zugefügt haben. Denn strafen wird man sie doch wohl nicht wollen? sie, die, in Ermangelung der Vernunft, nicht haben sündigen können, indem sie bloß ihrem Instincte folgen? Was sterben muß,

das finde schnellen, leichten Tod! Dem zufolge, was von den Haushaltungs-Geheimnissen zur Kunde unseres Geschlechts gelangt, gehen in der Küche nicht selten arge Barbareien vor; und manche Thiere werden, wohl gar Wochen und Tage lang vor ihrer Tödtung, auf eine Art genährt oder nicht genährt, oder werden kurz vor der Tödtung in einer Art mißhandelt, an-

dere so langsam zu Tode gemartert, daß ich glaube: es giebt wenige Dinge, die den Menschen von einer so verächtlichen Seite zeigen, als daß er fähig ist, da hunderte und hunderte von Quellen unschuldiger Gaumen-Genüsse ringsum in der ganzen Natur sich ihm darbieten, da jene Thiere ihm ohnehin ja schon ihr Leben hingeben müssen, — daß der Mensch dessen ungeachtet fähig ist, ihnen dieses Leben auf eine so hartherzige, zuweilen wirklich so gräßliche, Art zu nehmen; bloß — um noch einen (und meistens obendrein nur eingebildeten!) Gaumen-Rizel mehr zu haben.

Die Pflichten gegen die Thiere verbieten ferner: ihren Schmerz, ihre Unlust, nicht für uns zu einem Quelle des Vergnügens zu machen. Hierher gehören die allermeisten Künste und eingeübten Fertigkeiten der Thiere. Haben Sie jemals Thiere, welche gewisse Künste machen mußten, genau beobachtet? Dann haben Sie gewiß auch gefunden: Aus der Unlust, mit der sie daran gingen, aus der Angst, mit der sie es thaten, schreien und wimmerten gleichsam immer noch die Schläge, das Hunger- und Durst-leiden durch, die es ihnen gekostet, ehe sie diese Künste erlernten. Selbst bei gewissen nützlichen Fertigkeiten, die man Thieren beibringt, ist es die Frage, ob der daraus für die Menschen ent-

springende Nutzen im Verhältniß steht zu der Qual, die sie den Thieren verursachen. So höre ich, zum Beispiel, nicht gern von dressirten Jagdhunden sprechen, seitdem der Zufall mich einmahl in die Nähe eines solchen pädagogischen Institutes führte, wo meine Ohren, durch das gräßliche Marter-Geheul der unglücklichen Zöglinge, für mehrere Tage wund gerissen wurden.

Sie würden mich falsch verstehen, wenn Sie glaubten, als wollte ich alle Entwicklung von Fertigkeiten der Thiere, alle Beschäftigungen und Spielereien mit ihnen, für unmoralisch erklären. Einige derselben, sobald es nur Erhöhungen ihrer natürlichen Fähigkeiten sind, können ihnen nicht schaden; dahin gehören z. B. manche Pferde-Künste. Anderes macht den Thieren offenbar selbst Vergnügen, z. B. so Manches, worin Hunde geübt werden. Und Alles, wozu man Thiere nur nicht zwingt und quält, sondern bloß lockt, allmählig, und ohne Beschwerde für sie angewöhnt — dagegen läßt sich allerdings nichts sagen.

Wogegen aber am öftersten und am mannichfaltigsten gesündigt wird, ist: daß wir unsern Haus-Thieren ihre Dienste nicht gefühllos und unnütz erschweren sollten; und daß, was wir ihnen dafür schuldig sind, ihnen nicht versagen und verkümmern.

Es mag seyn (zur Ehre der menschlichen Natur muß man sich ja wohl davon zu überreden suchen) es mag seyn, daß selbst die wirklichen Mißhandlungen der Thiere nur selten aus eigentlicher vorsehlicher Grausamkeit herrühren. Auch der rohe Fuhrknecht, welcher sein Fuder überladen hat, will nicht so gradezu sein Pferd martern, sondern sich nur etwa eine Mühe ersparen. Und der Bauer, wenn er auf sein abgetriebenes Pferde-Gespens mit dem Zaun-Stocke zuschlägt, denkt am Ende dabei doch nur: „muß ich, so mußt du auch!“ Dessen ungeachtet aber bleiben die Scenen von Thierquälerei, wie man sie in größeren Städten jeden Tag auf jeder Straße sieht, immer empfindend; und es drängt sich, gewiß aus einem sehr menschlichen Gefühle, der unmenschlich-scheinende Wunsch hervor, daß doch solch ein Nichtmensch, der seinen vierfüßigen Gehülften mißhandelt, statt dessen selbst ein wenig angespannt werden möchte, um zu fühlen, wie es thut. Es ist eine Schande für uns Christen, daß, während, schon in den Mosaischen bürgerlichen Gesetzen, die Mißhandlungen der Thiere verboten und Pflichten gegen sie eingeschärft sind, in den wenigsten Ländern, selbst auch des neuesten gebildeten Europa's, die Gesetze sich auch der Thiere erbarmet haben. Aber freilich muß frühe Ausbildung und Unter-

haltung des Menschengefühls hier das meiste thun.

Wir wollen uns übrigens, meine Zuhörerinnen, über die Ungerechtigkeiten um uns her nicht so sehr ereifern, daß wir darüber die Selbstprüfung vergessen: „lasse ich mir dießfalls nicht vielleicht selbst auch Manches zu Schulden kommen?“ Das junge Mädchen tändelt gern mit einem Vogel, aber sie vergift ihn zuweilen mit Futter und Wasser; die Hausfrau hält Hausthiere, und läßt es ihnen an Raume und Wärme, wohl gar an Nahrung, fehlen. Wer mit wirklichem Natur = Sinne eine Nachtigall oder Wachtel im Bauer schlagen hört, hört unwillkürlich immer, zugleich mit, ihren Kerker = Seufzer Voricks: „ach ich kann nicht heraus!“

Was insbesondere das schon oben namentlich erwähnte gemeinnützigste und edelste Hausthier — das Pferd anlangt, so gehören die dießfallsigen Versündigungen freilich zunächst (ich hoffe wenigstens!) in das Gebiet der Männer (Rein Frauenzimmer z. B. würde die eben so grausame als geschmacklose Mode der Zerr = Praprasche *) erfunden haben; und es giebt Män-

*) Jene Pferde vor leichten Fahrzeugen, von denen das eine, oder auch wohl, wenn drei neben einander gehen, die von beiden Seiten, seitwärts

ner, deren ganze Geistesbildung und Thätigkeit und Ehre bloß auf den vier Füßen ihrer Pferde einherstolzirt, und deren häusliche und gefellige Glückseligkeit man nirgends anders suchen darf, als in dem Stalle.) Unterdeß eines gewissen Interesse's an Pferden können doch auch so manche Damen sich nicht entschlagen; und alle haben Sie die Pferde wenigstens oft nöthig. Da kann es natürlich auch nicht fehlen, daß nicht manichfaltig gegen diese Thiere gesündigt werde. Bald beladet man sie zu schwer; bald fährt man zu schnell, bald zu lange, wenigstens in einem Odem, mit ihnen; bald läßt man sie zu lange stehen, und was dergleichen mehr ist. Vor Allem bitte ich Sie: Sprechen Sie nie davon, „was thun deßfalls Andere auch, und was ist Mode?“ sondern fragen Sie stets nur: „Was fordern Vernunft und Gefühl?“ So hört man z. B. nicht selten: „D in gewissen Städten stehen, in der strengsten Kälte, die Pferde den ganzen Tag auf offener Straße!“ Allerdings!

gejerrt werden, während die Fahrt eigentlich vorwärts geht. Ein recht angemessenes Sinnbild unserer Zeit, die, mit ihrer Geschäftsführung, mit ihren Genüssen, und selbst mit ihrer Sittlichkeit, immer zugleich vorwärts und seitwärts will und, durch die eignen Bestrebungen selbst, die eignen Bestrebungen hindert.

und Kutscher und Vorreiter obendrein! Aber — eben das ist es! Nur wo dieses möglich ist, ist es jenes auch.

Ich füge zu dem bereits Gesagten noch hinzu: Es ist nicht genug, daß man sich nicht selbst an den Thieren versündigt; Man muß auch, nach Möglichkeit verhüten, daß dieß nicht von Andern geschieht. Selbst manche Härten der Männer hierin könnte das weibliche Geschlecht verhüten. Aus bloßer Eitelkeit, um sich sehen zu lassen, oder um sich rühmen zu können mit seinen Thaten, reitet und fährt der junge Stadt-Held sein Pferd zu Schanden. Ich will Ihnen nun grade nicht anmuthen, daß Sie dem Praler sagen sollen: der Mann, der das todte Pferd wegführt, sey, mit diesem Geschäfte, ein respectablerer Mann, als der es zu Tode gejagt hat; aber Ihre Mißbilligung, Ihre Verachtung wenigstens durch unwilliges Stillschweigen, können Sie in solchen Fällen doch bezeigen; und sollten Sie durchaus stets. Von der Aufsicht über die Diensthoten in der einen Hinsicht habe ich schon gesprochen. Aber sie ist noch in anderer Hinsicht nöthig; nämlich: daß dieselben, auch nicht in Abwesenheit der Herrschaft, die Hausthiere mißhandeln; daß sie ihnen an Futter, was für sie bestimmt ist, auch wirklich reichen.

Am wichtigsten ist, für Sie selbst, Edle Frauen! sowohl, als für die gesammte, von der Willkühr des Menschen abhängende, lebendige Schöpfung, auch hierin eine genaue und strenge Aufmerksamkeit auf die Kinder. Kinder machen Thieren viele Beschwerden, mögen sie oft gern gradezu martern. Das muß man nicht sogleich für Zeichen eines schlechten Herzens halten. Oft ist es nur Unverstand. Das kleine Kind hat keine Vorstellung davon, daß es dem Hunde, oder der Katze wehe thut, wenn es sie spielend und lieblosend herumschleppt und zerdrückt; es denkt, weil die Fliege nicht schreit, so könne ihr das Ausreißen eines Fußes auch nicht schmerzen. Oft will das Kind nur seine Kraft versuchen; und freut sich, während es sich gegen alle Erwachsene so schwach findet, ein Wesen vor sich zu haben, dem es überlegen ist. Zuweilen liegt selbst ein gewisser Beobachtungs- und Untersuchungs-Trieb zum Grunde; es will sehn, was ein Thier bei diesem und jenem thun werde, oder wie es im Innern beschaffen ist. Aber es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie leicht aus dem Allen eigentliche Grausamkeit wird; wie dergleichen, in Hinsicht auf die Thiere selbst, an sich schon Grausamkeit ist. Wir müssen es also durchaus in dieser Hinsicht mit Kindern sehr genau nehmen. Also denn nicht zu

früh Thiere ganz ihrer Willkühr übergeben. Ein kleines Kind, das selbst kaum erst hat gehen gelernt, wird mit dem Hunde und der Katze, die man ihm überläßt — der Knabe von 10 — 12 Jahren, der schon sein eignes frommes, wie man es nennt, d. h. abgelebtes und also zur Selbstvertheidigung unfähiges, Reitpferd hat — sie können mit den Thieren kaum etwas anders thun, als ihnen zu viel thun. Man belehre auch die kleinsten Kinder schon über die Leiden und die Rechte der Thiere. Und wenn sie nicht hören wollen, lasse man sie fühlen. Hat man einem Kinde es wiederholt verboten, dieß und jenes mit einem Thiere vorzunehmen, und es erlaubt es sich dennoch, so verursache man ihm selbst, so weit es ohne Gefahr geschehen kann, eine gleiche Unlust, einen ähnlichen Schmerz. Lieber einmahl einen Strich mit der Federmesser-Schneide gemacht über die Hand des blutdürstigen kleinen Duden, als eine Falte und Furche von Grausamkeit sich in sein Herz einziehen lassen!

Endlich noch zwei Erinnerungen in Beziehung auf das Benehmen gegen Thiere. Man muß auch nicht auf der andern Seite zu weit gehen; nicht Thiere pflegen und schonen auf Unkosten oder mit Hintenansehung von Menschen. Ein Arzt erzählte mir, daß man ihm einmahl

einen Augen-Kranken einige Meilen weit zu Fuß geschickt hatte, weil die Herrschaft, bei dem furchtbaren Wege und Wetter — das Pferd gebauert habe, welches hätte angespannt werden müssen! Man gebe nicht an Hunde und Katzen Lecker-Bissen, während man seinen kranken Dienstboten ein stärfendes Glas Wein versagt. Und, ist ein Thier durch Zufall verabsäumt oder verletzt worden, so mißhandle man nicht etwa, im Zorne darüber, die schuldigen oder wohl gar unschuldigen Menschen.

Die zweite Erinnerung ist die: Es giebt Personen, besonders Ihres Geschlechts, und besonders von gewissen Jahren und in gewissen Verhältnissen, die zuweilen wohl eine ganze kleine Welt von Hunden und Katzen und Vögeln und dergleichen um sich haben; oder doch eins und das andere solcher Lieblings-Thiere halten, mit denen sie sich viel beschäftigen und vergnügen. Darüber wird nun gewöhnlich gespottet, wohl gar hart und übel geurtheilt. Das ist sehr unrecht. Gewöhnlich sind das bejahrte oder doch einsame Personen. Der Mensch aber ist nun einmahl zur Geselligkeit geschaffen, soll nun einmahl seinen süßesten Genuß im Lieben und Geliebtseyn finden. Wer nicht so glücklich gewesen ist, engere Verhältnisse mit den Menschen anzuknüpfen zu können, um jene Bedürfnisse seines

Herzens in ihnen zu befriedigen; wem die Menschen, die er liebte, hinweggestorben sind oder doch nicht so in seiner Nähe sich befinden, wie man dessen zum täglichen Umgang nöthig hat: warum sollen dergleichen Personen diese Lücke nicht zu ersetzen suchen, so gut wenigstens als sie es vermögen? Wird jemand so hart seyn, zu einem Menschen-Gemüthe sagen zu wollen: „weil du keinen Gatten fandest, weil du deine Kinder verlorst, so sollst du nun auch gar kein Wesen besitzen, dem du Liebe erzeigst, und das an dir mit Liebe hängt?“ So hart wird gewiß niemand seyn, den Gedanken so auffassen und aussprechen zu wollen. Nun! so sollte man denselben Gedanken auch nicht andeuten durch Spötereien und unbillige Urtheile über dergleichen Liebhabereien; so lange sie — denn das freilich muß wiederholt werden! — so lange sie in ihren gebührenden Gränzen bleiben.

Neunte Vorlesung.

Die Geisterwelt.

Geh wir nun, von dem Hoch-Altare des Ewigen und aus dem Tempel der Natur hinweg, eintreten in das freundliche Heiligthum der Menschheit, noch eine Frage, welche vielleicht, schon während jener Beobachtungen, ein Blick auf deren erhabensten Gegenstand, auf den Sternen-Himmel, Einer und der Andern von Ihnen sich nahe gelegt hat; und welche gewiß wenigstens, einem jeden weiblichen Herzen, aufgedrängt wurde von mancher Ihrer seligsten und Ihrer schrecklichsten Lebens-Stunden; — die Frage: „Stehen wir nicht auch mit einer unsichtbaren Welt in Verbindung? giebt es, außer unsrer Seele, auch andre Geister? und was sind sie? was sind sie uns?“

Es liegt die Ahndung einer unsichtbaren übersinnlichen Welt, der Glaube an Geister, tief in dem Innersten der menschlichen Natur. Bei allen Blickern finden wir davon die Spuren, bei jedem einzelnen Menschen dazu die Anlage; und

die Hefigkeit selbst, mit welcher mancher vermeinte Weise sich gegen Alles der Art erklärt, dient dem schärfern Menschen = Kenner zu einem Beweise, daß dieser Glaube, gewaltiger als jener es abzuweisen vermag, und es zu dulden geneigt ist, sich ihm aufdrängen will. Hat denn nun dieser Glaube wirklich Grund?

Sie wissen, Meine Verehrtesten: Zahllos — denn jährlich vermehrt sich, für den Späherblick, ihre bis jetzt berechnete Summe zu Tausenden, — zahllos ist das Heer der Sterne. Und diese Sterne sind Sonnen, und Erden und Monde. Und diese Millionen von Weltkörpern — können sie von dem Gott des Lebens geschaffen worden seyn, um ohne lebendige Bewohner leer zu stehen? Wenn sie aber Lebendige enthalten, wird nicht unter diesen eben so viele Mannichfaltigkeit statt finden, als unter den Bewohnern unsrer Erde? Dem zufolge wird es, muß es wohl allerdings auch dort geben, was wir hier Thiere nennen. Aber es wird, es muß auch Vernünftige geben. — „So wie wir Menschen?“ So gewiß nicht! Denn bei der, in Gottes Schöpfung rings um uns her, statt findenden unendlichen Mannichfaltigkeit, bei der bekannten großen Wahrheit: „daß es nicht zwei Baumblätter giebt, die einander ganz gleich sind,“ bei der Unendlichkeit des Schöpfers schon, läßt

es sich nicht denken, daß in allen seinen Erden und Sonnen und ihren Bewohnern, irgend ein Geschöpf, und überhaupt nur irgend ein einzelner Gegenstand, sich wiederholen sollte. Aber diese vernünftigen Bewohner jener Welten, können und werden, an Geisteskräften, zum Theil unter dem Menschen stehen; so, daß eine Menschen = Seele, die auf der Erde für sehr beschränkt gälte, auf mancher von jenen Erden und Monden sich noch sehr auszeichnen möchte. Dagegen aber auch wieder Andre stehen ohne Zweifel so hoch über dem Menschen, daß unsre erhabensten Genien, gegen die Geister von so mancher Sonne jenseits, sich verhalten möchten, wie hier ein Kind zu einem Sokrates oder Herder. Und warum sollte nicht auch eine Verschiedenheit der Gesinnungen und Neigungen gedenkbar seyn? So wie es gute und nicht gute, ausgezeichnete edle, und tief verworfene Menschen giebt, und so wie grade die kräftigsten Geister um so edler oder um so verworfener sind, je höhere Kräfte sie besitzen: warum sollte es nicht auch sehr vollkommene und sehr wohlthätige, sehr böse und sehr verderbliche, Geister geben können? Und wenn wir denn endlich allen Grund haben, anzunehmen, daß Gott in seinen andern Welten auch, wie auf unsrer Erde, Wohl = und Wehe = Gefühl seiner vernünftigen Geschöpfe gebunden hat

aus Recht- und Unrecht-thun, so kann es nicht fehlen: Auch die Geister andrer Welten, und auch die höchsten unter ihnen, werden, in demselben Grade auch, sich selig oder unselig fühlen, in welchem sie heilige oder böse Geister sind.

Sie sehen, Meine Zuhörerinnen, daß die Vernunft, mit ihren Beobachtungen und Schlüssen, uns auf eben den Standpunkt führt, wohin uns die Bibel stellt, indem sie von Engeln und Teufeln spricht. Eine unendliche, übersinnliche Welt eröffnet sich vor unsern Blicken; ein zahlloses Geisterheer auch ging, als der Ewige schuf, von seinem Throne aus.

Aber jetzt tritt eine zweite Frage hervor — um deren willen vielleicht die erste eigentlich ihr geheimes Interesse für uns hat — die Frage: „Haben diese Geister irgend eine, uns erkennbare, Einwirkung auf uns Menschen?“ „Kann der Mensch, von seiner Erde aus, mit der Geisterwelt sich in Verbindung setzen?“

Lassen Sie uns erwägen: In welcher Art, zu welchem Zwecke wohl sollten die höhern Geister einwirken auf uns Menschen? Unsern Blick zu schärfen, daß er in die ferne Zukunft sehe? O nun ja! Jeder Mensch hat seine schwachen Stunden, wo er wünscht, daß er dies vermögte. Aber ich frage Sie insgesammt, ob auch nur Eine unter Ihnen ist, selbst unter den jüngsten,

die nicht schon mehr denn einmahl aus eigner Erfahrung hätte ausrufen müssen: „Gütig hüllt in Finsternisse Gott die Zukunft ein!“ Und dieser Gott nun sollte die ganze uns bekannte Ordnung der Natur umkehren, um diese, aus Güte verhüllte, Zukunft, in einzelnen Fällen, den Blicken des Sterblichen grausam zu enthüllen?

Vielleicht aber könnte der Einfluß der Geisterwelt auf uns Menschen überhaupt dazu dienen, uns über die Schranken des Erden-Lebens und über uns selbst empor zu heben, überirdische Kraft uns zu leihen? — „Und wenn er es könnte?“ So möchte unser Schicksal, (fürchte ich) das jener Schildkröte seyn, die sich vom Adler hatte in die Lüfte mit emporheben lassen. Als sie, in dem ihr fremden Elemente, jetzt ihre eigne Kraft versuchen wollte, fiel sie zur Erde nieder und zerschellte. „Aber wie, wenn die guten Geister, wenigstens in unsern irdischen Bedürfnissen, bei gewöhnlichen menschlichen Angelegenheiten, uns zu Hülfe kämen?“ — Etwa, damit die menschliche Trägheit und Bequemlichkeit dann noch Wenigeres thun, damit die menschliche Vermessenheit, im Vertrauen auf höheren Beistand, in der Noth dann noch Mehreres wagen dürfte, als leider ohnehin jetzt schon der Fall ist? Und wenn die höhern Wesen uns, zur Ausübung

der Jugend, mit ihren höhern Kräften, unterstützen wollten, würde dann, was wir Gutes thäten, unser Verdienst seyn? Oder wäre es nicht vielmehr ein eben so fremdes, wie die schöne Handschrift des Kindes wäre, das der Vater will schreiben lernen lassen, und das sich, von einem geübten Schreibe-Meister, die Hand führen läßt?

Nun aber! wenn, aus diesen Gründen, selbst die Einwirkung der guten Geister auf uns bedenklich erscheint: wie viel weniger dürfen wir fürchten, daß ein gütiger und heiliger Gott die der bösen zulassen werde! Denn uns durch Widerwärtigkeiten und Versuchungen zu prüfen und zu läutern, hat ja wohl schon die Erde der Uebel — haben auch schon unsre Mitmenschen der Fehler und Schwächen — hat unsre eigne Natur, die moralische wie die physische, der Mangel — ach leider mehr denn genug und zu viel!

Und wenn wir sündigen, wer trägt die Strafe? Nicht wir selbst? Wenn aber ein fremdes Wesen, ein höherer Geist, die Schuld hätte, wer müßte sie dann tragen, vor einem gerechten Gotte? — Und welche furchtbare Folgen es hat, den bösen Geistern Einfluß in des Menschen Thun und Lassen zuzugestehen, welchen Mißbrauch davon Betrüger machen, und wie jeder Verbrecher und Lasterhafte sich damit

entschuldigen kann, das lehrt nicht bloß die Geschichte grauer, abergläubischer Jahrhunderte, sondern das belegt auch jetzt noch die Sitten-Geschichte unseres lettischen und estnischen Landmannes nicht bloß, sondern selbst auch so mancher noch ganz neuer Vorfall in hochgebildeten deutschen Ländern. Ist es ja doch nur zu bekannt, wie die ungebildeten Menschen der niedern Classen überall ihre Vergehungen der Einwirkung des bösen Geistes zuschreiben, und damit denn für ihre Person von der Schuld frei zu seyn glauben.

Aber, wendet man mir vielleicht ein, was entscheiden alle Gründe von Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, wenn die Wirklichkeit für die Sache beweisend spricht. — „Spricht sie so?“ — „Die Bibel sagt ja doch so viel von den Werken des Teufels, und von Erscheinung und Thaten der guten Geister!“ Ich bin weit entfernt von der Annahme, das Alles als jüdischen Aberglauben läugnen oder weg erklären zu wollen; bin aber eben so wenig geneigt, Verzicht zu thun auf das Recht und die Pflicht des Schrift-Auslegers, Manches der Art allerdings aus dem Sprachgebrauche jener Zeit natürlich darzustellen. Unterdeß! Alles das auch ganz angenommen wie es sich giebt, Alles wörtlich: folgt denn daraus, wenn Gott ehemals hat

Außerordentliches geschehen lassen, wo es die erste Begründung und Ausbreitung der neuen Welt-Religion galt, unter Menschen, die nur durch sinnliche Erschütterungen aufmerksam gemacht werden konnten, folgt denn — daß Unehliches auch noch jetzt geschehen müsse? Ich frage Sie: Werden Sie daraus, daß ein weiser Vater, mit seinem fünfjährigen Kinde, einst so und so gesprochen und sich benommen hat, werden Sie daraus schließen, daß er, mit dem zwanzigjährigen Jünglinge, noch in derselben Art verfahren werde? Abgesehen aber von der Bibel: aus der täglichen Wirklichkeit der Geschichte lassen sich noch weniger Beispiele von Erscheinungen und Einwirkungen der Geisterwelt auf Menschen aufstellen. Denn welche man etwa anführt, die fallen entweder in jene alten Zeiten, wo Aberglaube und Betrug so gar sichtbar ihr Spiel mit den eingeschüchterten geistes-beschränkten Zeitgenossen trieben; oder, schreiben sie sich aus neuern und neuesten Zeiten her, dann dieß doch nur von Menschen, welche uns alles Uebrige, was wir von ihnen wissen, als unverkennbar krankhaft an Körper und Geist darstellt. Zeugnisse nüchterner, verständiger, unbefangener und scharfsprünghender Menschen, — sind Ihnen die bekannt?

Unterdessen! „Wenn Geister existiren sollen, so müssen sie doch auch wirken.“ Aller-

dings! Aber warum denn nun eben auf unserer Welt? Warum nicht in der ihrigen? „Gleichwohl spricht die Bibel doch auch so bestimmt von ihrer Einwirkung auf die Menschen.“ Ja! Eine Stelle im neuen Testamente sagt: „Sind nicht die Engel allzumahl dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit.“ Und wie nun, wenn diese Stelle, auch ganz wörtlich verstanden, einen großen und freundlichen Gedanken uns gäbe, ohne die seither anerkannten Wahrheiten umzustossen? Wie, wenn die Gemeinschaft der Geisterwelt mit uns begünne, dann eben, wenn unsre Verbindung mit der Erde aufhört? Wie? wenn ein höherer Geist die vom Körper sich löskämpfende Seele entgegen nähme, um sie in die, ihr bestimmte, Welt jenseits hinüber zu bringen? und so denn der gute liebende Mensch, auch, indem er sich trennen muß von Allen, an denen sein Herz hing, dennoch nicht schauerlich einsam sich fühlen dürfte, sondern von Liebe, von höherer himmlischer, geleitet sich sähe in die Welten der Seligkeit?

„Der Gedanke aber, daß ein Schutzgeist auch schon durchs Leben uns geleite, theilnehmend an unserm Thun und Seyn, ist doch ein so reizender und so moralisch-fruchtbarer Gedanke.“ So nimm ihn denn auf, wenn er zur

Beruhigung und Beredlung dir dient, den Gedanken, daß jener Geist, der einst im Tode deiner harret, auch schon im Leben dich liebe und um dich sey. — Aber, junges Mädchen! wenn nicht der Gedanke an die liebende sorgende Mutter, und nicht dein moralisches Zartgefühl, wenn, Gattinnen und Mütter! nicht euer Pflichten-Sinn, eure Liebe für Gatten und Kinder, euch vor Verirrungen schützt, und zum Gutsseyn begeistert, o sagt mir doch: würde wirklich die geahndete Nähe eines höhern Geistes es thun?

O, Meine Verehrtesten, seyen Sie vielmehr lieber selbst — was die Schmeichelei so oft Sie lügnerisch nannte, und die Wahrheit so gern immer dankend und ehrend Sie nennen möchte, — seyen Sie, in Reinheit, Schönheit und Milde Ihres ganzen Wesens, im Trösten, Erfreuen und Helfen, in Bewahrung der Jugend bei ihrer Unschuld, in Begeisterung und Bildung von uns Männern für höhere Tugend, in Erleichterung der Leidenden, und in Pflege der Sterbenden, seyen Sie selbst Engel. — In Guido Reni's Himmelfahrt der Jungfrau Maria tragen Engel von weiblicher Gestalt die Auserkorne empor. Jede schöne und erhabne Tugend jeder Einzelnen Ihres Geschlechtes ist ein solcher Engel, der das Geschlecht in seinem Ideale apothecofiren hilft.

„Endlich nun aber unsre Abgeschiedenen, die ja doch jetzt auch als Bewohner andrer Welten anzusehen sind — sollten diese nicht wenigstens noch mit uns in Verbindung stehen, in irgend einer Art auf uns einwirken können?“ Ueber einen Gegenstand höhern Glaubens, über welchen die Bibel uns nichts sagt, oder vielmehr bestimmt das Gegentheil sagt, (man erinnere sich an die Worte, die Jesus im Gleichnisse vom reichen Manne und Lazarus dem Abraham in den Mund legt) und bei welchem es der Vernunft an einem festen Grunde fehlt, auf dem sie das Gebäude ihrer Schlüsse und Vermuthungen aufführen könnte — über einen solchen Gegenstand möchten wohl alle Fragen und Forschungen unbefriedigt bleiben. Allerdings wage ich auch hier eben so wenig von absoluter Unmöglichkeit zu sprechen, als ich es liebe, auf die Unbegreiflichkeit mich zu berufen. Wir Menschen sollten nirgends die überall so nahen Schranken unsrer Kräfte für die Gränzen der Kraft der Natur, für Schranken der göttlichen Allmacht halten. Allein fragen wir auch hier: „Was hat denn jener Glaube, grade wenn und wo er am allermeisten verbreitet war, unter den Menschen gewirkt?“ — so giebt die ganze Geschichte der geistergläubigen Jahrhunderte und Menschen uns die Antwort: Unzählige Be-

frügereien! den furchtbarsten Mißbrauch! ohne kaum irgend einen Gewinn! Fragen wir auch hier: „Was würde dieser Glaube wirken, wenn er zur Gewissheit erhoben werden könnte?“ und, berufe ich mich auf Ihr eigenes Gefühl, auf das tiefe Erschauern bei dem Gedanken, daß in diesem Augenblicke ungesehen die Geister von Abgeschiedenen uns umringen, daß sie sichtbar an unser Lager der nächsten Mitternacht hintreten könnten: so werden Sie mir selbst antworten: Eine beständige bange Gespanntheit, eine namenlose Angst würde die Brust uns beklemmen, und den Sinn uns irren, wenn es möglich wäre, daß jeden Augenblick ein Geist zu uns spräche, und nun, und nun, sich uns sichtbar machen könnte!

Wollte man endlich auch hier sich auf wirkliche Thatsachen berufen, so möchte den meisten derselben wohl die Anwendung der schon vorhin darüber gemachten Bemerkung ihre beweisende Gültigkeit nehmen; diejenigen aber auch, welche unläugbar der Aufmerksamkeit, ja selbst des Glaubens würdig sind, — (und es giebt solcher allerdings!) — strahlen doch nicht ein sicheres Licht, sondern werfen nur ein beunruhigendes Halbdunkel auf jene, dem Geheimnisse geweihte, Stelle des menschlichen Schicksals und Gemüthes. Alles nämlich, was mir bekannt ist von wirklich

Erwähnungs = werthen und Glauben = fordernden Abundungs = und Erscheinungs = Geschichten, führt doch nicht weiter, als zu der Möglichkeit, daß ein, noch im Körper befindlicher, oder so eben aus ihm scheidender, Geist durch eine sehr heftige Sehnsucht nach einem entfernten geliebten — oder durch ungestümes Angedenken an einen entfernten gehassten — Gegenstand, unter Umständen und Bedingungen, die übrigens völlig ein Räthsel sind, es vermag, diesem entfernten Gegenstande seines Andenkens sich mitzutheilen; ja selbst sichtbar sich ihm zu machen. Aber auch diese Möglichkeit scheint sich durchaus nur darauf zu beschränken, daß jener Geist noch auf der Erde weilen muß. So wie er diese verlassen hat, und der Körper, in dessen geistigster Hülle er etwa erscheinen kann, zerstört ist, so fällt wohl jene Möglichkeit auch weg.

Gingegen Alles, was dießfalls, aus der Natur und den Bedürfnissen der edelsten menschlichen Neigungen und Anlagen, sich folgern läßt, führt nun auch wieder darauf uns hin: Wissen werden — müssen unsre Abgeschiedenen von uns; Zeugen, Theilnehmer unseres Thuns und Seyns, sind sie gewiß! Und dagegen kann das auch keine Einwendung seyn, daß auf diese Weise die Guten, wenn sie die Leiden und Sünden ihrer im Leben Zurückgelassenen sehen, in

ihrer Seligkeit geführt werden. Denn erstens dürfen wir uns diese Seligkeit ja ohnehin nicht als sogleich vollendet vorstellen; und Manches Widrige zu sehen, und dabei Widriges zu empfinden, dürfte vielleicht wohl gar auch diesen Abgeschiedenen selbst noch zur Strafe und zur eignen Vervollkommenung dienen. Und dann, so sehen die Vollendeten doch sonder allen Zweifel, das was sie sehen, mit andern Augen an, als wir, jezt noch im Erden-Staube Befangenen; sehen vielleicht, auch bei den Verirrungen der Jhrigen, zugleich schon die, einstige Rückkehr; und, in den Leiden derselben, die Hülfsmittel zu ihrer Veredlung und Beglückung.

Weiter jedoch, als zu dieser Voraussetzung, daß unsre Abgeschiedenen von uns wissen, trägt mich wenigstens mein Auge und mein Fuß nicht; weiter (so will es mich wenigstens bedünken) darf das menschliche Gemüth überhaupt wohl nicht sich wagen mit seinem Glauben und Ahnden. Denn sonst sinkt unter uns der Boden; wir fallen in einen dunklen unbegrenzten Abgrund; alles Licht, in welchem wir das Uebrige um uns her zu sehen gewohnt sind, verläßt uns; nirgends finden wir dann, worauf wir fußen, woran wir uns halten können. Uns umringt nur Gefahr und Angst; uns durchdringt ganzlicher Hülflosigkeit aufzehrendes Wehe = Gefühl.

Mein! Meine Verehrtesten! Es bleibe unsern geliebten Abgeschiedenen* ihre Stelle in unsern Herzen; es führe unser Schmerz und unser Dank, in schönen stillen Feier-Stunden, aus dem Heiligthume der Erinnerung, selbst die theuere Gestalt dem geistigen Auge wieder vor. Aber sie selbst, sie selbst wollen wir nicht auf die arme, düstre Erde zurück rufen. Erheben wir, zu seiner Zeit, uns ja auch hinüber in ihre höhern Welten, und werden dort aufs neue mit ihnen wieder vereint.

Zehnte Vorlesung.

Kenntniß der menschlichen Natur im Allgemeinen.

Wir gehen jetzt zum Menschen über. Ehe wir untersuchen, was seine Pflicht und sein Recht ist, in Hinsicht auf die einzelnen ihn näher angehenden Gegenstände, so lassen Sie uns zuvörderst den Menschen, als Menschen selbst, die menschliche Natur im Allgemeinen, das Seyn und Thun aller Menschen, in so fern sie Menschen sind, als Gegenstand der Pflicht, betrachten.

Wer auch noch so wenig von dem Menschen wüßte, noch so flüchtig ihn ansähe, dem würde es doch schon einleuchten, daß der Mensch dem Menschen, erstens, ein Gegenstand der Erkenntniß seyn müsse. Zuvörderst: Der Mensch, wie er an sich erscheint. Das heißt: Jeder Mensch sollte — wer auf Bildung Anspruch macht, muß durchaus — eine Idee haben von der menschlichen Natur überhaupt; von dem Bau des Körpers, besonders von seiner innern Structur; von den Anlagen

und Kräften des Geistes und Gemüthes; und insbesondere von dem so innigen Zusammenhange, von dem so vielfachen gegenseitigen Einflusse zwischen Leib und Seele.

Da lehrt man nun die Jugend alle Thier-Gattungen classificiren, nach ihren innern und äußern Kennzeichen, lehrt sie den Baum und die Pflanze und das Saamenkorn in ihrem Innersten anschauen; und von ihrem eignen Körper wissen sie kaum mehr, als daß sie ihn haben. Von einiger Seelen-Kunde ist beinahe gar nicht die Rede.

Am wohlthätigsten, ant unentbehrlichsten sind Kenntnisse dieser Art gerade da, wo sie gewöhnlich am allermeisten vernachlässigt werden; (und zwar eben so wohl bei der Bildung, die man sich etwa weiterhin selbst giebt, als bei dem früher erteilten Unterrichte,) nämlich: gerade bei dem weiblichen Geschlechte. Wenn, unter Ihrem Geschlechte, nur irgend einige richtige Begriffe von dem inneren Baue des Körpers, besonders von den Werkzeugen des Athmens, Höhlens und Verdauens, verbreitet wären, so wäre es unmöglich gewesen, daß gewisse Press- und Schnür-Moden ehemals hätten grassiren können, mit der Wuth, wie wir sie noch in alten Gemälden und Kupferstichen sehen; unmöglich, daß sie jetzt, wie es leider der Fall

scheint, wieder aufkommen könnten. Eben so würden Viele von Ihnen den Grund zu gewissen Verstimmungen, Beängstigungen, Reizbarkeiten, nicht in den Menschen um sich her, nicht in den Verhältnissen und Umständen suchen, und nicht diese es oft so unbillig entgelten lassen, wenn Sie es deutlicher einfähen, daß jener Grund bloß in gewissen körperlichen Zuständen liege; wie z. B. die Verdrießlichkeit, wenn man zu lange geschlafen hat; die Uergerlichkeit nach Tische, wenn man eine schwache Verdauung hat; die Todes-Gedanken der Schwangern; die Empfindlichkeit der Jungfrau, und die Uebellaunigkeit des Weibes zur Zeit jener bekannten Haupt-Veränderungen in dem weiblichen Körper, wenn die Fähigkeit zum Mutter-Werden eintritt, und wenn sie sich wieder verliert. Noch wichtiger ist ein gewisser Grad wenigstens von Bekanntschaft mit der menschlichen Natur für die Erziehung. So unzählige und ach! so unseelige Mißgriffe entstehen dort bloß aus dem Mangel davon. Z. B. daß so Manche glauben, die Kinder nicht früh genug zum Stillfüttern gewöhnen zu können; und sie wohl gar bloß deshalb, so früh als möglich, in die Schule schicken; ohne zu bedenken, — und aus Mangel an den erforderlichen Kenntnissen es bedenken zu können, — wie, nur in Bewegung und Be-

weglichkeit jeder Art, der Körper sich entwickle, und zu der ihm nöthigen Brauchbarkeit sich ausbilden kann. Desgleichen, wenn man es zuläßt, wohl gar fordert, daß die Kinder sogleich nach dem Essen auswendig lernen, oder sonst eine Geistes-Anstrengung sich machen; da doch jede Arbeit dieser Art doppelt und dreifach ermüdet, und dabei nicht einmahl glücklich von statten gehet, so lange der Körper im ersten Verdauungs-Geschäfte begriffen ist. Oder endlich, wenn man Kindern anmuthet, in dem Augenblicke empfangener Strafe, für die Strafe zu danken; was natürlich nichts anderes zur Folge haben kann, als Heuchelei und Tücke.

Aber wie gelangt man nun zu dieser nöthigen Kenntniß der menschlichen Natur? Es sollte das Wesentlichste von dem Allen durchaus schon in den Kinder- und Jugend-Unterricht, mit aufgenommen werden. Es bedarf keiner anatomischen Vorlesungen und Demonstrationen. Hinweg, auch hier, mit dem bloßen gelehrten Wörterkram, und dem leeren Gedächtnis-Werke! Daß der Anstand nicht verlehrt, der Schleier, den die Natur selbst um ihre geheimsten Werkstätte und Einrichtungen gehüllt hat, nicht, mit frecher oder plumper Hand, zerrissen werden darf, versteht sich von selbst. Aber eine ungefähre Vorstellung davon, wie es in dem Innern

des menschlichen Körpers ausseht, einen Begriff von der Wichtigkeit und Verletzlichkeit, z. B. des Auges und Ohres, kann schon das Kind erhalten und verstehen. Ferner! Daß man die Jugend über das, was auf die körperliche Entfaltung des Menschen Beziehung hat, belehren soll, wie manche neue Erzieher gefordert haben, hat zwar durchaus unendlich Mehreres gegen, als für sich. Selbst die Verlegenheit, mit welcher ich jetzt diesen Punkt berühre, und Sie mich ihn berühren hören, ist ein Wink der Natur, daß überall anders, als wo es die Bildung des eigentlichen Arztes erfordert, die Geheimnisse der Natur im Dunkeln ruhen bleiben sollen. Auch haben einige sehr lehrreiche Beobachtungen, die ich zu machen Gelegenheit gehabt, mich in jener Ueberzeugung nur zu sehr bestärkt. Ich habe es aus dem Munde von Vätern gehört, daß sie es für Pflicht gehalten hätten, ihre Söhne früh über das Alles zu unterrichten; ich habe aber diese Söhne selbst zu Gesicht bekommen und, aus der bleichen verschrumpften Gestalt der jungen Greise, erschen, daß der Vater, was er verhüten wollte, wahrscheinlich geradezu befördert haben mochte. Allein! daß nun, des Allen ungeachtet, nicht gerade eine Mutter, auf die beste Art, und mit dem besten Erfolge, dem Knaben dieß und das, in Hinsicht auf sei-

nem Körper, abrathen und verbieten könnte, daß es nicht Umstände und Zeitpunkte geben sollte, wo eine Mutter, mit ihrer Tochter, über Manches der Art, bestimmt und offen sprechen dürfte, müßte — davon kann ich mich — bei aller Achtung für das weibliche Zartgefühl, von dem ich begreife, wie es selbst der Mutter gegen die Tochter — und wie es grade ihr — so heilig ist, — nicht überzeugen. Eben so bin ich der Meinung, daß man gewisse Fragen der Kinder nicht mit Märchen und Unwahrheiten beantworten darf; so wenig, als es rathsam seyn dürfte, gar zu feierlich und geheimnißvoll dabei zu thun. Wissen Kinder von jenen Gegenständen noch gar nichts, so fertige man sie mit der Antwort ab: „daß kann ich Dir jetzt noch nicht erklären; das wirst Du erfahren, wenn Du groß bist.“ Oder man gebe ihnen eine allgemeine unbestimmte Antwort, die grade nichts Falsches, aber auch nicht die volle Wahrheit selbst, sondern nur einige dunkle Begriffe darüber, enthält. Das Kind verliert dadurch leicht das Interesse, weiter zu forschen. Hat es aber schon etwas gehört, oder bemerkt was wahr ist, so leugne man ihm das nicht ab, sondern gebe es ganz kurz und unbefangen zu, und breche oder beuge, gleichgültig = ernst, das Gespräch ab. Nur vor allen Dingen! nicht etwa die Kinder geschol-

ten, wie sie so etwas fragen können! nur nicht sein Schrecken oder Erröthen über die Frage sich zu sehr merken lassen! und nur nicht (ich wiederhole dieß) gar zu geheimnißvoll und feierlich gethan: sondern die Sache als etwas Gleichgültiges, Unbedeutendes behandelt.

Erlauben Sie mir übrigens, hier im Vorbeigehn zu bemerken: Dieß ist einer von den Fällen, der ganz besonders mit darauf aufmerksam macht, wie gut es ist, wenn der kindischen Neugierde und Vorwitzigkeit, sich um Alles zu bekümmern, über Alles Rede und Antwort haben zu wollen, nicht zuviel Vorschub gethan wird. Ich weiß wohl, manche Aeltern meinen es damit recht gut; sie glauben, es gehöre zur Verstandes-Entwicklung des Kindes. Aber haben Sie nicht auch gefunden, daß dergleichen Kinder, in der Folge, nicht bloß widerlich-zubringlich, sondern auch nichts weniger, als sehr geistvoll und kenntnißreich sich zeigen? Wäre das aber auch nicht der Fall: Gott läßt, in der Natur und in dem Menschen Schicksale, so Vieles für uns ein Räthsel bleiben; warum soll denn das Kind von uns alles erklärt und besprochen haben wollen? Zu des Kindes eignen Besten für die Zukunft gereicht es, dasselbe früh zu gewöhnen, sich darin zu ergeben, daß es Manches nicht wissen kann und soll; es früh zu

gewöhnen, sich beschränken zu können auf das was da ist; nun einmahl so ist; ohne über das Woher? und Wozu? und Warum? und Wie? unnütze Fragen und Grübeleien zu verschwenden.

Da nun aber, im Jugend-Unterrichte, auch die heilsame und nothwendige Erkenntniß der menschlichen Natur, bis jetzt, noch so wenig beachtet worden ist: wie lassen sich, noch in den reifern Jahren, dergleichen Kenntnisse erwerben? Erstens! durch unmittelbare Anschauung. Daß Frauenzimmer eigentlichen Leichen-Deffnungen beizohnen sollen, ist ihnen freilich nicht anzumuthen. Aber eine Gelegenheit wie die, welche wir vor einigen Jahren hier hatten, wo, mit aller Schonung des Zartgefühls, das ganze Innere des menschlichen Körpers, an einem Wachß-Präparate zu sehen war, müßte nicht unbenützt gelassen werden. Eben so, wenn man, in einem naturhistorischen und anatomischen Kabinette, wie etwa bei der Dorpatischen Universität, oder in dem Himselschen auf der Rigaischen Stadtbibliothek, einzelne Merkwürdigkeiten des menschlichen Körpers näher betrachten kann.

Ein Skelet doch wenigstens, wie es in der Regel bei jedem Arzte sich findet, müßte der gebildete Mensch einmahl aufmerksam ansehen, und sich haben erklären lassen. Außerdem giebt es ja auch Belehrung durch Bücher und

Kupferstiche. Es giebt einige Werke der Art, welche namentlich für das weibliche Geschlecht bestimmt, andere, welche für die Jugend geschrieben sind. Auch diese letztere können Damen ohne Bedenken in die Hände nehmen; indem dieselben Hinsichten des Anstandes, welche sie fordern müssen, natürlich ja auch in einer Jugendschrift zu beobachten sind. Ueber die geistige Menschen-Natur, über Empfinden, Denken und Wollen, hat man gleichfalls populäre Schriften, z. B. einige Seelen-Lehren für Kinder; und in „Schaumanns Psyche,“ eine Seelen-Lehre namentlich für Damen bestimmt; wo sich der Verfasser aber seine Leserinnen belletristischer, und zum Theil gelehrter, gedacht hat, als man es wünschen möchte. Die Hülfsmittel endlich zur Kenntniß der menschlichen Natur, von der wichtigsten Seite, von der moralischen, liegen Ihnen weit näher, als Sie vielleicht selbst glauben. Schon ein sehr brauchbares bieten Ihnen die moralischen Predigten dar, welche einzelne Tugenden, Fehler und Eigenthümlichkeiten des menschlichen Herzens abhandeln. Ein noch allgemeineres und sichrerer haben Sie in sich selbst. Beobachten Sie nehmlich, was in Ihnen vorgeht, wenn es Lust und Unlust, Neigung und Bedenklichkeit, Kampf und Sieg des einen oder des andern Willens gilt; wie die äußern Um-

stände auf Sie wirken; was Sie bei sich denken und empfinden, wenn Sie dieß und das sehen oder hören; wie Sie sich selbst zu etwas zu bestimmen, oder von etwas abzuhalten suchen; womit Sie sich, wenn es etwas Unrechtem gilt, vor sich selbst zu rechtfertigen, und zu entschuldigen (kurz: sich selbst zu hintergehen) suchen. In dem Allen finden Sie, so ziemlich vollständig, die menschliche Natur im Allgemeinen; von ihrer guten Seite, wie in ihren Fehlern und Schwächen.

Noch etwas über die Kenntniß der weiblichen Natur im Allgemeinen. Daß sie ihr Eignes hat, ist so gewiß, als sie für sich existirt. Aber woher sie kennen lernen? Wenn irgend eine Kenntniß nicht aus Büchern geschöpft werden kann, so gilt es von dieser. Es ist, als ob der Geist verblöde, wenn man ihn in die todtten Druckbuchstaben bannen will; als wenn die Spitze der feinsten Beobachtungen sich umböge, die interessantesten Bemerkungen etwas Schiefes erhielten, so bald sie mit der Feder aufgefaßt werden sollen. Das liegt allerdings in den wesentlichsten Eigenthümlichkeiten Ihres Geschlechts. Es stellt dasselbe das Leben in seiner geistigsten Gestalt dar: es will also auch gleichsam nur mit dem geistigen Auge angeschaut, nur in Hauch und Ton dargestellt seyn. Dazu kommt nun

aber auch daß. Wer über die weibliche Natur schreibt, ist entweder ein Weib selbst, oder ein Mann. Jedes von beiden wird Einiges, eben darum, schärfer sehen, richtiger darstellen können, weil es Mann ist, oder Weib ist. Eben darum aber auch Anderes wieder, durchaus nicht anders, als einseitig und partiisch. Und zwar noch in einer andern Art partiisch, als man vielleicht denkt. Ein Frauenzimmer z. B. kommt grade, wenn sie geistvoll und edel ist, in Gefahr, zu streng gegen ihr Geschlecht zu seyn. Und so sind mir Beispiele bekannt, (Eines brauche ich vielleicht nicht einmahl weit zu suchen!) wo Männer, von Frauenzimmern selbst, einer zu günstigen Darstellung des weiblichen Geschlechts beschuldigt wurden, (und vielleicht nicht ohne Grund beschuldigt wurden) obwohl sie durchaus nur nach ihrer Ueberzeugung gesprochen hatten. Dazu kommen nun noch die persönlichen Verschiedenheiten. Ein weicher Mann, und ein kräftiges Weib, ein verwüsteter Mann, und ein unentwickeltes Frauenzimmer, müssen nicht bloß sehr von einander abweichende, sondern sie werden beiderseits völli- = einseitige, Ansichten des andern Geschlechts haben.

Was nun zu thun, wenn Sie, meine Zuhörerinnen, sich doch gern selbst wollen kennen lernen, nach Ihren Anlagen und Eigenthümlich-

keiten im Allgemeinen? Mein Rath ist der: Sie mögen Schmeichelfhaftes, Sie mögen Demüthigendes über die weibliche Natur lesen oder hören: lassen Sie sich dadurch weder sogleich niederschlagen, noch eitel machen; sondern halten Sie das Eine, wie das Andre, an den Maaßstab der Selbstbeobachtung und Selbstkenntniß. Gewöhnlich werden Sie finden: das Günstige ist nicht so ganz günstig, das Unfreundliche nicht so ganz abstoßend, wie es vorgestellt werden will; oder unter Umständen und Zufälligkeiten, und durch sie, erscheint. Auf keinen Fall lassen Sie sich Behauptungen als Wahrheiten aufdrängen, denen Ihr innerstes wahrestes Gefühl gradezu widerspricht. Grade die Edelsten Ihres Geschlechtes — d. h. zugleich die Bescheidensten — werden, durch manche Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen gegen Ihr Geschlecht, aus dem Munde oder aus der Feder von Männern, so leicht aus aller Fassung gebracht, daß, wie empört sie auch über die Beschuldigungen sich fühlen, sie dennoch an sich selbst irre werden wollen; indem sie es nicht für möglich halten, daß man so etwas behaupten könnte, wenn dem nicht also wäre. — Das muß nicht seyn! Wo Ihr Selbstbewußtseyn mit Zuversichtlichkeith Ihnen sagt: „Nein! das ist bei mir nicht so!“ da halten Sie sich daran. Der das Gegentheil be-

hauptete, muß deshalb nicht eben irgend eine Bosheit haben verüben wollen. Aber daß er eine Unwahrheit gesagt, eine Uebertreibung sich hat zu Schulden kommen lassen, das können Sie getrost annehmen. Nur thun Sie, bitte ich, ein Gleiches auch bei dem Gegentheile. Thun Sie es auch mit mir, wenn der Fall eintreten sollte. Setze ich von Ihrem Geschlechte zu viel Günstiges voraus, äußere ich, in der und jener Beziehung, eine vortheilhafte Meinung, von welcher Sie glauben, es empfinden, daß sie nicht verdient ist: so lassen Sie alsdann auch Alles, was daraus gefolgert wird, nicht gelten; wenn dieses übrigens Ihnen auch noch so willkommen wäre; wenn Sie auch noch so herzlich wünschten, daß es wahr seyn möchte.

Fiffte Vorlesung.

Die Selbst = Erkenntniß.

Der Mensch soll also, wie bereits der Schluß unserß letzten Vortrags anerkannte, die Menschheit nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch den Menschen in sich, kennen lernen — wir sollen uns der Selbst = Erkenntniß befleißigen. Gewöhnlich versteht man das so: Wir sollen uns von der moralischen Seite, insbesondere von Seiten unsrer Fehler und Schwächen, kennen. Allerdings das Wichtigste — wie das Schwerste! Aber nicht das Einzige! Im Gegentheile! die moralische Selbst = Erkenntniß kann, ohne vorhergegangene körperliche, geistige, und — historische möchte ich sagen, gar nicht statt finden.

Man muß sich kennen von Seiten seiner körperlichen Eigenthümlichkeiten, Anlagen und Kräfte. „Krüppel will überall vortanzen,“ sagt das Sprichwort. Freilich wohl! Weil Krüppel es nicht weiß, es nicht glaubt, daß er ein Krüppel ist. — „Wie kann diese Frau bei ihren Jahren sich noch so kleiden?“ „Wie kann jenes

Mädchen mit dieser Figur, diesem Gesicht, grade so sich putzen?" „Wie doch?" fragen Sie? Weil es Jene vergessen hat, wie alt, und Diese nie erkannt hat, wie unhübsch sie ist. So Viele machen sich gesellschaftlich = lächerlich, erscheinen moralisch = schwach; bloß, weil sie sich nicht körperlich selbst kennen. Und obschon es nur zu gewiß ist, daß die Einsicht allein es nicht macht (denn man weiß leider Manches sehr gut, handelt aber doch nicht dem gemäß) so ist es doch ganz unstreitig der Fall, daß manche Personen sich weniger an ihrer Gesundheit versündigen würden, wenn sie einen deutlichen Begriff davon hätten, wie und warum, nun gerade ihnen, dieß und das nicht taugt. In wie fern man darauf Hinsicht nehmen will, kann und darf, bleibt immer noch für sich; aber wissen muß es jeder Mensch, bei dem das statt findet: „ich habe eine schwache Brust, oder reizbare Nerven;" — „ich darf grade das nicht essen oder trinken" — „ich kann nun eben diese Art von Anstrengung nicht vertragen." Und hierin geben weder die blühendste Jugend, noch die festeste Gesundheit ein Privilegium, von der dießfallsigen Pflicht sich auszunehmen. Daß Sie, liebes junges Mädchen, sich jetzt so frisch und fröhlich fühlen, ist ein Glück für Sie, und eine Freude für uns Alle. Aber wenn Sie glauben, Sie brauchen

deßhalb mit nichts sich in Acht zu nehmen, so sind Sie auf dem geradesten Wege, — und so raschen Ganges, als ob er durch lauter Walzer hinführte, — in Kurzem nicht mehr so frisch und fröhlich sich zu fühlen.

Es giebt zweitens eine geistige Selbst-Erkenntniß; daß man weiß, welche Talente man hat oder nicht; welche Kenntnisse und Fertigkeiten einem am leichtesten, oder schwersten werden. So wird, bei der Bildung junger Mädchen, nicht selten viel Zeit und Geld unnütz angewandt, um mit aller Gewalt ihnen Kunst-Fertigkeiten beizubringen, zu denen sie durchaus kein Talent haben. So geben Manche im gesellschaftlichen Umgange sich preis, durch Ansprüche auf gesellschaftliche Annehmlichkeiten, die bei ihnen grade gänzlich mangeln; z. B. welch' ein peinliches Gefühl verursacht es, einen sonst verständigen, verdienten Mann, der Natur zum Troge, den witzigen Kopf spielen zu hören! Wie lästig ist es, mit ansehen zu müssen, daß ein bleierner Vogel fliegen will; eine Dame von beschränktem Geiste, Lebendigkeit oder Naivität affectirt. Für jüngere Personen des weiblichen Geschlechtes ist die Kenntniß ihrer geistigen Vorzüge und Mängel auch darum so wichtig, damit sie, durch desto sorgfältigere Ausbildung ihrer Vorzüge, sich um so interessanter und nützlicher

machen; so wie den Mängeln, z. B. einem schwachen Gedächtnisse, durch desto eifrigere Uebungen, nach Möglichkeit wenigstens, abhelfen könne. Durchaus ein jeder Mensch würde, in seiner Mäßigkeit, wie in seiner Unnehmlichkeit für Andre, ein Beträchtliches gewinnen, wenn wahre geistige Selbstkenntniß allgemeiner wäre. Denn es leidet keinen Zweifel: Jeder Mensch hat, aus den Händen der Natur, sein geistiges Capital bekommen; Jeder ein nicht ganz kleines Capital, dessen Interessen ihn nähren können, sobald er es nur recht anzuwenden weiß. Machen Sie einmahl den Versuch, und übersehen Sie darauf eine Versammlung von verdienstvollen Geschäfts-Männern, oder einen angenehmen Damen-Thee-Circle: Sie werden finden, nicht zwei sind einander ganz gleich in ihren Talenten und Verdiensten, und jedes hat doch seine schätzbaren anziehenden Parteen.

Ich sprach auch von einer historischen Selbstkenntniß. Was ist das? — O, etwas Höchstwichtiges, dessen gehörige Beherzigung die moralische Selbstkenntniß unendlich erleichtert. Und es ist dabei so einfach. Nichts weiternehmlich wird von Ihnen verlangt, als zu wissen, und dessen sich immer bestimmt bewußt zu bleiben: Ich bin — ein Frauenzimmer; ich habe dieß und dieß — Alter; meine Eltern, mein

Gatte, meine Familie sind — die und die; mein seitheriger Schicksalsgang war — der und der. Jetzt aber verstehet es sich, daß nun, an diese simplen historischen Wahrheiten, wenn sie fruchtbar für die Selbst-Erkenntniß werden sollen, gewisse Beobachtungen aus der Lebens-Philosophie sich anschließen müssen; z. B. „Personen, welche die einzigen oder die jüngsten Kinder ihrer Eltern sind, und die, welche in der Jugend sehr kränklich waren, werden gewöhnlich verzogen durch Verhärtelung, und dadurch verstimmt zu Empfindlichkeit“. „Viele widrige Lebens-Erfahrungen, besonders getäuschte Hoffnungen, machen leicht bitter;“ „Viel Glück macht übermüthig oder leichtsinnig“. „Jedes Alter hat seine eigenthümlichen Verstimmungen und Selbstquälereien, seine herrschenden Lieblosigkeiten oder doch Unbilligkeiten gegen Andre.“ Sobald man nun nicht so schwach ist, sich einzubilden, daß man, für seine Person, von der gewöhnlichen Regel eine Ausnahme machen wird, so hat man daran schon, daß man Jenes Alles nur weiß, eines der allerwichtigsten Hülfsmittel zu der eigentlichen moralischen Selbst-Erkenntniß.

Diese nun bestehet darin, daß man sich kennt von Seiten seiner merklichsten, natürlichen Neigungen und Abneigungen, seiner Temperaments- und Angewohnungs-Fehler, seiner Schwächen,

von wo man am leichtesten zum Schlimmern verleitet wird; und dann nun auch allerdings von Seiten des Guten, was man will und an sich hat, und thut. Wie nothwendig die Kenntniß von dem Allen sich zeigt, bedarf kaum der Erwähnung. Ich kann mich nicht in Acht nehmen, wenn ich nicht weiß, von woher ich am meisten zu fürchten habe; ich kann mich nicht vervollkommen, wenn ich nicht weiß, wo mir es fehlt; ich kann meine Fehler nicht ablegen und bekämpfen, wenn ich meine guten Eigenschaften nicht kenne, mit deren Hülfe Jenes geschehen muß. Also durchaus gehöret zur Selbst-Erkenntniß auch das deutliche lebendige Bewußtseyn des Guten, was man an sich hat. Schon, um nicht den Muth zu verliehren, in dem Schaam- und Schmerz-Gefühle der, gleichfalls anerkannten, Mängel und Fehler. Mit dem Stolz werden hat es darum keine Gefahr. Das Licht selbst weist auf seinen benachbarten Schatten hin; und das Auge kann nicht bis zur Rose gelangen, ohne den Weg dahin durch ihre Dornen machen zu müssen. Sich mit seinen Fehlern und Mängeln beschäftigen, ist freilich etwas sehr Widriges, aber wenn wir es aus Weichlichkeit unterlassen, so bekommen sie uns so in ihre Gewalt, daß, während wir vor der Welt darüber schon zum Gespräch und Gespödt geworden sind,

wir selbst nicht einmahl ahnden, daß wir dieß und das an uns haben.

Ich kenne kaum irgend ein peinlicheres Gefühl, kaum eine tiefere menschliche Demüthigung für den selbst, der so etwas auch nur beobachtet, (weil man sieht, wie verblendet der Mensch überhaupt seyn kann) als solche Erscheinungen, wie ich in meinem Predigt-Amte oft gehabt, daß z. B. Personen mit hoher froher Begeisterung von dem und jenem meiner Vorträge sprachen, den sie eigentlich als die bitterste Strafrede auf sich hätten aufnehmen müssen (nehmlich nicht, daß es auf sie abgesehen gewesen wäre, aber daß ihr Gewissen es hätte auf sie beziehen müssen,) wenn sie sich nur im geringsten selber gekannt hätten. Wenn z. B. über eine Predigt von der Häuslichkeit eine Hausfrau und Mutter entzückt wäre, die nicht im Stande ist, es, auch nur einen einzigen Nachmittag und Abend, auszuhalten mit Mann und Kindern allein. Oder wenn die Aufkäuferinnen aller Stadt-Neuigkeiten im unverkennbarsten, vollstem Ernste versichern: sie bekümmern sich nicht um ihre nächsten Nachbarn oder Haus-Mitbewohner.

Wie sichert man sich gegen einen so schimpflichen, ich möchte sagen: ekelhaften, moralischen Selbstbetrug? O! werde immerhin die Tugend der Selbst-Erkenntniß für eine, der

schwersten erklärt! und sei sie es in der That; besonders für den Menschen, der da meint, sie solle ihm von selbst kommen! für den, der sich belügen und betrügen will. Aber, meint man es redlich mit sich selbst, so ist sie nicht so schwer; (man verstehe mich recht; die Selbst-Erkenntniß; denn von da bis zur Selbst-Beherrschung, Selbst-Veredlung, giebt es freilich noch manchen, und weit schwerern, Schritt; gleichwohl aber muß man zuerst doch an jenes Ziel gelangen, wenn man von da weiter will.) Die Selbst-Erkenntniß kann, darf so schwer nicht seyn, als sie oft vorgestellt wird. Wollen wir denn glauben, daß Gott, bei seiner Einrichtung der menschlichen Natur, nicht werde berücksichtigt haben, was er von ihr verlangt? oder daß er sich könnte widersprochen haben? Indem er den Menschen zur rastlosen Selbst-Veredlung bestimmte, indem er diese aus-gehen heißt von der Selbst-Erkenntniß, so wird, so muß er auch dafür gesorgt haben, daß diese möglich, und, in so fern sie ganz leicht dem Menschen nie seyn kann, daß sie ihm doch wenigstens auch nicht zu schwer werde.

Das wäre denn, insbesondere für das weibliche Geschlecht, eine sehr tröstliche Wahrheit, da für dieses die Selbst-Erkenntniß so ganz vorzüglich nothwendig ist. Denn je abhängiger Sie

sind, in den Verhältnissen gegen das männliche Geschlecht, und vom Schicksal überhaupt, desto wichtiger ist es, daß sie bestimmt und sicher wissen, was sie in sich und an sich selbst denn eigentlich sind, und seyn können; was sie vermögen und nicht vermögen; fordern können, und tragen müssen. Hauptsächlich ist Ihnen Selbst-Erkenntniß nothwendig zu einer glücklichen Wahl beim Eintritt in den Ehestand. So Manche Ihres Geschlechtes hätte gar nicht, und so Viele hätten wenigstens nicht so heurathen müssen; diese aus körperlichen, jene aus geistigen, diese aus moralischen Gründen. Und das würde geschehen, es würde so manche unglückliche Ehe verhütet worden seyn, wenn Selbst-Erkenntniß gemeiner wäre. „Allein insbesondere beim weiblichen Geschlechte, soll sie, sagt man, sehr selten, und für dasselbe vorzüglich schwierig seyn.“ Die Männer thun auch hierin dem Geschlechte unrecht, wenn sie das so allgemein hin behaupten. Es läßt sich schon von dem so ächt weiblichen Vorzuge der Anspruchslosigkeit, der stillen Demuth erwarten, daß dem nicht also seyn könne. Aber es läßt sich auch, daß dem nicht also ist, beweisen aus der Erfahrung. Ein Beispiel statt aller. „Welches Frauenzimmer hält sich nicht für schön?“ hört man oft Männer sagen, die sich für klug, und auch wohl für schön oben-

drein halten. Wenn man wißeln wollte, könnte man antworten: Keine Einzige hält sich für schön, denn sonst würden sie sich ja nicht pudern. Aber ernst gesprochen: Es ist unläugbar, daß sogar junge Frauenzimmer zuweilen sich wirklich für häßlich halten, und sogar solche, die nichts weniger als das sind. Unterdessen ist so viel gewiß. Alle Ursache hat das weibliche Geschlecht, dießfalls auf seiner Hut zu seyn, gegen Selbstbetrug. Es giebt sehr traurige Beweise dafür. So konnte die Königin Elisabeth von England, eine geistvolle gebildete Königin, mit einem Körper, dem selbst in der Jugend an Schönsfeyn Vieles wesentlich hinderlich war, in ihren funfziger Jahren, im vollen Ernste noch glauben, Männer entzücken, und dem Herzen derselben gefährlich werden zu können. So ist mir ein anderes Beispiel, — nicht aus der Geschichte — bekannt, daß eine sehr gefühlvolle gebildete Frau — damals ebenfalls schon von gewissen Jahren, und ebenfalls nie von bezaubernden Körper-Reizen gewesen, — ganz einfach, wie man etwa sagt, „es regnet heute!“ versicherte, wenn sie es darauf anlege, könne ihr kein Mann widerstehen. Halten Sie es nicht für Spott, wenn ich erkläre, daß ich die Möglichkeit eines solchen Selbstbetruges bei ihrem Geschlechte zum Theil aus einer rühmlichen

Eigenthümlichkeit herleite, z. B. aus einem Wunsche: liebenswürdig zu seyn, der so lebhaft ist, sich selbst so pflichtmäßig erscheint, daß er denn leicht zu dem Glauben übergehen kann: man sey es. Und noch mehr, aus einem unverdienten Vertrauen, welches Ihr Geschlecht zu dem unsrigen hegt. Wenn ein nichts weniger als schönes Mädchen einen schönen Mann heirathet, wenn eine Frau von gewissen Jahren glaubt, noch die Männer für sich begeistern zu können, so brauchen diese deshalb nicht grade auf körperliche Reize, die sie nicht haben, zu rechnen; aber sie wähnen: ihre gesellschaftlichen, ihre geistigen und sittlichen Vorzüge würden ausgleichen und siegen. Das ist denn aber freilich ein irriger Wahn; da dießfalls das männliche Geschlecht viel zu sinnlich ist, um nach Erwartung gerecht seyn zu können. — Es kommen dann auch andre Umstände hinzu, dem weiblichen Geschlechte die Selbst-Erkennniß zu erschweren; z. B. daß ein so großer Theil Ihres Geschlechtes überhaupt es nicht liebt, zu sich selbst zu kommen, sondern seine Aufmerksamkeit immer nach außen hin kehrt; und wäre es auch nur, wenn sie sich mit nichts Anderem zerstreuen können, durch Residierung am Fenster. Ferner daß, bei Ihrem Geschlechte, das eigentliche Denk-Vermögen im Ganzen zu wenig ent-

wickelt und geübt wird; zur gründlichen Selbst-Kenntniß es aber durchaus gehört, daß man eine gewisse Fertigkeit und Festigkeit im Denken habe; daß man gleichsam aus sich selbst herausgehen, sich vor sich selbst hinstellen kann, als wäre es ein andres Ich, und so nun den Parten, Advocaten und Richter, und ich möchte hinzu setzen: den Gerichtsdiener zugleich mit, in Einer Person macht.

Hauptsächlich aber erschweren, auch den Verständigen und Edlen Ihres Geschlechtes, zwei, einander geradezu entgegengesetzte, Ursachen die Selbst-Erkenntniß. Man ist zu weich und man ist zu streng gegen Sie. Schon das junge Mädchen, als solches, wird dießfalls mehr verzogen. In der Regel haben Mädchen mehr Freundliches, Einschmeichelndes, Bestechendes, als Knaben. Man übersieht ihnen also mehr; man kann es weniger übers Herz bringen, auch das anerkannt Fehlerhafte so ernst zu rügen, als man sollte. Jetzt ist das Mädchen zur Jungfrau gereift. Hat sie das Unglück, schön zu seyn, so ist es, als ob nun alle Männer wettkäuferten, sie zur eitlen Thörin machen zu wollen; durch die Unterhaltungen mit ihr, und die Aeußerungen über sie, die ihr denn doch auch meist zu Ohren kommen; durch die Blicke schon, mit denen sie sie an öffentlichen Orten von allen Seiten umlagern. Ist sie aber

auch nicht schön, so ist sie doch immer ein Frauenzimmer; und der gute Ton der Gesellschaft fordert es — ein gewisses natürliches Zartgefühl selbst legt es nahe — daß man gegen Personen des weiblichen Geschlechtes Manches thut und sagt, insbesondere aber, daß man ihnen Manches nicht sagt — auf eine Art, durch welche sie, nicht bloß von der nöthigen Selbst-Erkenntniß abgehalten, sondern vielmehr in Irrthum über sich selbst geführt, durch welche sie über sich selbst gröblichst betrogen werden.

„Ach in gewissen Jahren — sprechen hier leise Seufzer — giebt es sich denn nur allzu sehr mit diesen Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten der Männer.“ Allerdings! Aber desto schlimmer! Denn nun wird man um so empfindlicher, wenn man das früher Gewohnte vermisst. Die Männer werden nach gerade lieblos, und versagen selbst die einfachste Gerechtigkeit. Das erbittert; und veranlaßt nun eine gewisse Ueberschätzung des eignen Werthes; in welcher man sich selbst um so mehr beilegt, je mehr unbillig entzogen und streitig gemacht wird. Alles dieß nun aber erschwert die unpartheische Selbst-Erkenntniß viel mehr, als daß es sie erleichtern sollte. Zum Glück hat auch hier wiederum das weibliche Geschlecht eine eigenthüm-

liche Erleichterung der Selbst = Erkenntniß, in dem stillen innern Leben des Gemüthes, zu welchem es, durch seine Natur = Anlagen, wie durch seine Berufs = Verhältnisse, hingezogen wird. Wenn sich Geist und Gemüth überhaupt so gern ins Innere zurückziehen, wie sollten sie dann nicht leicht die Fertigkeit erlangen, sich selbst auch zum Gegenstande ihrer Anschauungen zu machen? Nur muß dabei einer Gefahr vorgebeugt werden: der nehmlich, daß die Phantasie nicht zu viel Gewalt erhält; sonst träumt sie, so wie die selbst geschaffne Welt zu einem Paradiese, so die Schöpferin dieser Welt zu einem gar holdseeligen Engel, sich um. Darum stünde zu rathen, daß das innre Leben des Gemüthes, diese stillen geheimen moralischen Selbst = Beschauungen, nur von Personen der reifern Jahre und ernsterer Lebens = Erfahrungen geübt würden; daß dagegen Jüngere des Geschlechtes, in denen die Phantasie noch am lebendigsten, und bei denen das Bedürfniß, sich selbst recht lebenswürdig zu finden, noch am lebhaftesten ist, daß diese ihre Selbst = Erkenntniß mehr von Außen her zu befördern suchen.

„Wie und wodurch das nun?“ — Was die körperliche Selbst = Kenntniß anbelangt, so möchte es scheinen, es läge da ein sehr einfaches, und ein — sehr gern gebrauchtes, Mittel ganz

nahe, — der Spiegel. Ich habe ihn sonst wohl auch dazu ausdrücklich empfohlen. Aber ich thue es nicht mehr. Man hat mir gesagt, es soll damit eine ganz eigne Bewandniß haben. Der Mensch selbst nehmlich sähe darin nie das, was Andre sehen; nie sein Bild, wie es ist in der Wirklichkeit, sondern so, wie er es in seiner Phantasie mit sich umher trägt. Und wenn man bedenkt, daß es selbst Männer giebt, die keinem Spiegel vorbei gehen können, ohne sich wohlgefällig darin zu beschauen, und zwar Männer von einer Gestalt, wo man denken sollte, sie hätten ihren guten Grund, jeden Blick in einen Spiegel zu fürchten und zu hassen: so möchte der Spiegel denn freilich, als ein sehr trüglichen Mittel der Selbst = Erkenntniß, erscheinen.

Aber es giebt ein andres, worauf junge Frauenzimmer auch schon von selbst, aus andern Gründen, aufmerksam sind; das ist der Eindruck, den sie machen in der Gesellschaft, der Werth und die Wichtigkeit, die man ihnen zugestelt in einzelnen Verhältnissen. Ein junges Mädchen also, welches auf jeden Fall, in jedes Concert ganz ruhig kommen kann, ohne daß sie mit dem Ansehen und Nachsehen der Männer incommodirt wird — die kann es immer als ausgemacht annehmen, daß sie mit Schönheit und Grazie nun eben nicht heimgesucht ist. Eben

so: Eine, mit welcher gewöhnlich niemand tanzt, als etwa ein Freund vom Hause, oder ein Universal-Tänzer, oder ein Mitleidiger, der sich merklich gerade der Verlassenen anzunehmen pflegt, eine Solche kann übrigens viele schätzbare, und weit liebenswürdigere Particeen haben; aber für eine gute Tänzerin muß sie sich nicht halten.

Ähnliches findet in Hinsicht auf geistige Vorzüge statt. Da mag man nun insgeheim von sich selbst glauben, was man will: wenn die Menschen unseres Kreises, in wichtigen Angelegenheiten der Art, uns nun eben nie zu Rathe ziehen, sondern, wo es so etwas gilt, immer an Andre sich wenden; wenn man unsern Gespräche, unsern vermeinten witzigen Einfällen zuhört, mit schlecht- oder gar nicht zurückgehaltenen Aeußerungen der langen Weile und Ungeduld: so — „nun ja! so ist das“ — fällt man mir vielleicht ins Wort — „doch nur ein Zeichen, daß diese Menschen nun eben uns keine besondern Einsichten, keine Unterhaltungs-Gabe zugestehen; diese aber wissen das vielleicht selbst nicht zu beurtheilen, oder sie sind neidisch:“ — Alles wahr! Aber wenn dergleichen hier geschieht, und wieder dort geschieht, und so oft wiederkehrt, mit verschiedenen, im Ganzen aber sich doch gleichen, Erscheinungen: so wird, wer bescheiden zugleich und klug ist, zu

sich selbst sagen: „Es ist wahr, ich glaube allerdings diese und diese Vorzüge zu haben; aber dem muß doch wohl nicht also seyn; denn hätte ich sie wirklich, so würden sich doch, unter so so vielen und verschiedenen Menschen, immer einige finden, die, um ihres eignen Vortheils willen, davon Gebrauch zu machen suchten. Thue ich also lieber auf diese Ansprüche Verzicht!“ Und warum wollte man das nicht? Man kann sehr nützlich seyn, ohne ausgezeichnet große Einsichten, sehr liebenswürdig seyn, ohne glänzende Unterhaltungs-Gaben zu besitzen.

Endlich nun von der moralischen Selbst-Erkennniß. Die wird uns zuweilen von außen her nicht sowohl zugeführt, als aufgedrängt. In Vorwürfen und Beschuldigungen, absichtlichen Demüthigungen und Kränkungen wohl gar! Auch diese erzwungene Selbst-Kennniß ist selten wahrhaft heilsam. Der Mensch sträubt sich gegen die Bitterkeit, oder gegen das unfreundliche Gesicht, und damit stößt er die Arznei selbst auch von sich.

Wenn man aber Seelen-Stärke genug hat, auch unter solchen Umständen die Arznei entgegen zu nehmen, so wirkt sie dann allerdings sehr wohlthätig. Unsere Feinde und Neider, unsere Freunde und Angehörigen selbst, wenn

sie so eben gegen uns aufgebracht sind, schildern, bei aller Uebertreibung, die sie sich mögen zu Schulden kommen lassen, unser Bild dennoch uns treuer, als unsre Eitelkeit, besonders die gekränkte, es thut. Ist es Ihnen nicht auch begegnet, daß Sie erschrecken, über dieß und das, was Ihnen bei einer solchen Gelegenheit vorgehalten wurde, und es anstarrten, als eine eben so fremde als feindliche Gestalt? Gleichwohl! So ganz fremd kann sie doch nicht seyn; denn wer sich gegen uns zu vertheidigen hat, wer uns wehe thun will, wird sich gewiß, in dem Augenblicke, der Gefahr nicht aussetzen, daß wir ihn so geradezu der Lüge und Lästerei zeihen können. Etwas Wahres also muß an solchen Vorwürfen durchaus seyn. Und in dieser Hinsicht läßt sich gerade aus dem Schlimmsten das Meiste lernen. Je böshafter eine Bemerkung ist, je tiefer sie kränkt, desto gewisser liegt Wahrheit darin. Denn sonst würde sie — uns nicht in dem Grade kränken. Hat also selbst schon die fremde Hand eine Wunde Stelle an Dir rauh und roh berührt, so kannst Du selbst am wenigsten sie unbeachtet lassen.

Ein anderes, auch unangenehmes aber um so wirksameres, Hausmittel der Selbst-Erkennung sind widrige Erfahrungen, die man selbst an sich macht. Man ist mit jemanden zerfallen,

oder hat sich doch überworfien; man hat, sonst geachteten, sonst geliebten und zart geschonten, Personen in der Heftigkeit, aus Empfindlichkeit oder Argwohn, zu viel gethan; und kann sich nun nicht ablängnen (wie gern man es auch möchte) „Daß habe ich thun können!“ Da schließt sich denn fast unwillkürlich das Selbst-Geständniß an: „So muß ich also seyn!“ Auch die unangenehmen Stunden, die durch Andre uns gemacht werden, selbst ohne unsre Schuld, dienen zu gleichem Zwecke. Versuchen Sie es mit den widrigen Empfindungen, welche Sie, nur innerhalb dieser letzten acht Tage, über Menschen und durch Menschen gehabt haben; und fragen Sie sich: woher kam es, daß Dieß und Jenes nun grade so sehr mich aufbrachte, mir widerlich war, mich verstimmt oder betrübte? Immer werden Sie finden: daher, daß ich hier von einer im Leben hochnothigen guten Eigenschaft zu wenig, dort von einer Schwäche, einer nachtheiligen Gewohnheit, zu viel habe.

Auch so manche Bemerkungen, die wir an uns selbst machen, müssen sich zu Beobachtungen über uns selbst veredeln. „Was fassen wir an Andern am ersten ins Auge und Urtheil? was regt am leichtesten unsern Neid auf und schlägt am stärksten unser stolzes Selbstgefühl

danieder?" Nun! Dieß ist gerade das, was wir am höchsten schätzen, am liebsten haben möchten. — „Von welchen Fehlern lesen wir und hören am ungernsten, bei welchen werden wir verlegen, auch wenn sie an den fremdesten, werden empfindlich, selbst wenn sie an uns widrigen Personen gerügt werden?" Dieß sind denn die, die wir selbst am meisten an uns haben und am wenigsten eingestehn wollen. — „Welche Charakter ziehn uns in Schauspielen und Romanen am lebhaftesten an, welche begleiten wir, immer zwischen Furcht und Hoffnung, ihren Weg entlang?" Das sind die, welchen am meisten ähnlich zu seyn, wir uns wenigstens schmeicheln!

Endlich so gewinnt die ächte und fruchtbare Selbst = Erkenntniß am sichersten durch die wahrhaft = religiösen Selbst = Prüfungen. Jedes Gebet — es sey das eines Dankes, oder das eines Flehens, geschweige denn das eines reuigen Sündenbekenntnisses, welches das Auge zu Gott empor hebt, dem Allwissenden und Heiligen, kann nicht anders als eben dieses Auge richten und schärfen gegen die eigne Sündhaftigkeit und Schwäche. Jede sittliche Selbst = Prüfung am Abend eines Tages, jeder überschauende Rückblick auf die verlebte Woche am Morgen des Sonntags, führen die Vergehungen und

Uebereilungen eines kürzeren Zeitraums in einer ernsteren, führen die guten Thaten und Gesinnungen in einer freundlicheren, Gestalt, der Seele vorüber, und hinterlassen in ihr demüthigende und erhebende Eindrücke der Selbst = Erkenntniß zur Selbst = Vereblung. Und ein längerer Zeitraum, mit seinem Gewinn oder Verlust an sittlicher Vollkommenheit, der ganze Zustand unsers Innern und jedes unsrer Verhältnisse zu Menschen, liegen in feierlicher Beleuchtung von oben her vor uns, wenn wir zur würdigen Vorbereitung auf die Feier des Todes Jesu im Abendmahl thätig eingedenk werden der Ermahnung des Apostels: „der Mensch prüfe sich und also esse er von diesem Brod und trinke von diesem Kelch!" und wir können nicht, unter dem Kreuze des Heilands, mit Gott in Jesu inniger vereint werden, ohne genauer mit uns selbst, mit unserm eigensten innersten Ich vertraut geworden zu seyn.

Kinder dürfen freilich noch nicht ihrer eignen Selbst = Erkenntniß überlassen werden, sondern noch sind Eltern und Lehrer der sittlich = Unmündigen Vormünder und Führer. Aber doch muß, auch bei ihnen schon, so wie zu allem Guten, so ebenfalls zur Selbst = Erkenntniß, der Grund wenigstens gelegt werden. Dieß aber geschehe — nicht durch Vorhalten dessen, was

in ihrem Innern vorgeht; als worin man sich leicht irren kann, und dann natürlich weit mehr verdirbt, als man nützen wollte. Noch weniger durch Vorwürfe und Demüthigungen; denn selbst wenn sie verdient sind, schmerzen sie mehr als sie heilen; ungerecht aber erbittern sie und verderben leicht den Charakter auf eine furchtbare Weise; und sind, in jedem Falle, am gefährlichsten gerade da, wo sie am öftersten angewendet werden, bei stolzen, kräftigen Charakteren. Sondern man führe Kinder unvermerkt in das Gebiet der Selbst-Erkennntniß ein, auf dem Wege der Selbst-Erfahrungen; indem man dergleichen geistlich sie machen läßt über ihre Fähigkeiten, Schwächen und Eigenheiten; oder die zufällig ihnen zugekommenen benützt; Beides in ganz kurzen, gelegentlichen, fast absichtslos scheinenden, Bemerkungen und Erinnerungen.

Zwölfte Vorlesung.

Menschen = Kenntniß.

„Es ist nicht genug, daß man den Menschen im Allgemeinen, und daß man sich selbst kennt: man muß auch die Menschen kennen.“ Allerdings! Aber nur nicht so, wie man den Ausdruck gewöhnlich nimmt. So hoch man, in den neuern Zeiten, den Werth der sogenannten Welt- und Menschen = Kenntniß gestellt hat, so tief steht er im Grunde, bei einer strengen moralischen Würdigung. Der Weiseste der Menschen, der, wie sein Evangelist sagt, „wohl wußte, was im Menschen war,“ hat nirgends vorgeschrieben: „Lernet die Menschen kennen!“ sondern er lehrte uns nur, in der eignen Brust, worin der Schöpfer es geschrieben, das Gebot lesen: „Liebet euch unter einander!“ Fast möchte man behaupten, daß der, überall so gar frech sich vordrängende, Egoismus unsrer Tage mit eine Folge davon ist, daß man nun, seit einer Reihe von Jahrzehenden schon, auch die Jugend bereits zur Welt- und Menschen = Kennerei anführen zu müssen glaubt. Denn dadurch bekommen

jetzt die Menschen, schon früh, von den Mitmenschen eine so geringschätzige Meinung, daß sie es freilich nicht der Mühe werth finden können, für sie viel zu thun; geschweige denn aufzuopfern. Was man nemlich gewöhnlich Welt- und Menschen-Kenntniß nennt, besteht in gewissen Voraussetzungen und Grundsätzen, wie die Menschen sind und handeln; nicht grade als Menschen überhaupt, oder eben nun als diese und diese Personen; sondern in so fern sie zu diesem Geschlechte gehören, dieses Alters oder dieses Standes und Berufes sind; in dieser und jener Lage grade sich befinden. Hat man doch in den neuern Zeiten abermals, (wie freilich früher auch schon geschehen war; aber nicht mit solch einem Anspruche an höhere Weisheit — und edleren Sinn sogar) hat man doch das bloße körperliche Aeußere des Menschen in ein förmliches System gebracht, und eine eigne Wissenschaft der Physiognomik aufgestellt; welche es sich anmaßte, auf den bloßen Anblick eines Menschen, sein Inneres zu durchschauen, und über seinen Werth oder Unwerth, im Herzen wenigstens, abzusprechen. Zu einem noch höhern Gipfel von Anmaßung aber schwindelte, in den allerneuesten Zeiten, Gall's Schädel-Lehre hinauf; da sie es sich sogar beikommen ließ: Verstand, Gemüth und Sittlichkeit erfüllen zu wollen

an Knochen. Der Moralist hat allerdings kein Recht, irgend eine wissenschaftliche Entdeckung, wegen ihres möglichen Mißbrauchs, zu verlästern; aber es kann ihm auch nicht angemüthet werden, daß er das Heiligste der Menschheit, die moralische Freiheit, Preis geben soll an flüchtige, sei es auch nicht ganz geistlose, Einfälle; an einzelne, in ihren Folgerungen viel zu weit ausgebehnte, Beobachtungen und schwankende kette Hypothesen. Man sage, was man wolle! Gall's Organen-Lehre, wenigstens wie sie gewöhnlich genommen wird, macht den Menschen zu einer Maschine, der man das Ehrgefühl und die Kinder-Liebe eben so wenig zum Verdienste, und das Stehlen und Morden eben so wenig zur Schuld anrechnen darf, als einem Mühl-Rade das Zerquetschen des Meisters, oder einer Taschenuhr ihr Repetiren. Bei der Schädel-Lehre, wie bei der Physiognomik, liegen unstreitig einzelne richtige Beobachtungen zum Grunde; (daß nemlich die Seele, zu ihren Verrichtungen, gewisser körperlicher Organe sich bedient, daß gewisse Züge, Falten, Formen und Fertigkeiten des Aeußern schließen lassen auf gewisse Zustände und Bewegungen im Innern, die dergleichen hervor zu bringen pflegen.) Aber diese Züge, Falten und Formen können, auch durch äußere Zufälligkeiten, hervorgebracht seyn. Ein

Fall, ein Schlag ins Gesicht war es vielleicht, was der Nase und der Stirne grade diese Gestalt gegeben hat; das Schielen ist, in seinem Ursprung, oft gar nichts weiter, als die Folge von gewissen Schwächen des Auges, oder von Mangel an Aufmerksamkeit auf manche Angelegenheiten des Kindes; das Wegwenden des Auges von dem, mit dem man spricht, ist oft bloß die Folge einer, aus strenger Erziehung oder spätem Eintritt in die größere Welt, entstandenen Blödigkeit (die sich gewöhnlich zugleich auch durch öfteres Fehlgreifen im Ausdrucke, und durch sehr gesuchte Redens-Arten verräth.) Gewisse Fehler ferner, die man wirklich oft bei Menschen von einem gewissen Aeußern findet, können sie nicht grade daher entstanden seyn, daß man diese Fehler bei ihnen voraussetzt, und deshalb sie dem gemäß behandelt? „Hüte dich vor dem, den Gott gezeichnet hat!“ sagt ein abscheuliches Sprüchwort. Wenn nun Gebrechliche, diesem Grundsatz gemäß, sich behandeln sehen, wenn sie (wie natürlich) es empfindend finden, daß man, statt sie um ihres Mißgeschickes willen zu bemitleiden, sie in Mißhandlungen entgelten läßt, was sie nicht gesündigt haben, — ist es ein Wunder, wenn sie wirklich böshaft und heimtückisch werden?

Noch weiter! Geseht, daß die Anlage zu

gewissen Fehlern, auf welche man aus gewissen Eigenthümlichkeiten des Aeußern zu schließen pflegt, in einem Menschen wirklich vorhanden wären, kann nicht, wird nicht ganz unfehlbar, bei mehreren Menschen, derselbe Fall statt finden, der bei Sokrates statt hatte? Dieser erfuhr nemlich, daß ein angeblicher Physionom von ihm gesagt: „er habe diese und diese Fehler,“ — von denen er nun grade völlig frei war. Allerdings — erwiderte der Weise, als seine Freunde ihm dieß erzählten — habe ich, zu dem Allen, von Natur viel Hang gehabt, aber ich habe ihn ernstlich bekämpft und daher findet ihr das jetzt nicht an mir. Etwas ganz Aehnliches erinnere ich mich von einem ausgezeichnet-liebenswürdigen gebrechlichen Gelehrten gelesen zu haben, der gleichfalls gestand, er habe gewisse Fehler an sich um so ernstlicher bekämpft, gewisser empfehlender Eigenschaften um so eifriger sich beflissen, weil man nun eben, bei Personen seines Aeußern, das Gegentheil davon voraus zu sehen pflege. Endlich! wie viele Beispiele giebt es auch nun wieder davon, daß die viel versprechendesten Gesichter und Gestalten die von ihnen gefaßte günstige Erwartung trügen! Wo man den sichtbarsten Ausdruck von Edelmut und Seelen-Größe zu sehen glaubt, wie oft findet man da, neben Geistes-Beschränk-

heit und Engherzigkeit, den niedrigsten Egoismus! Wer sollte in dem herrlichen Gesichte der Beatrice Cenci, einem bekannten oft copirten Portrait, eine Vater-Mörderin suchen? gleichviel, aus welcher Veranlassung sie es wurde: aber sie war eine Vater-Mörderin!

„Wenn nun aber auch, in Hinsicht auf Welt- und Menschen-Kenntniß, diese Hülfsmittel der äußern Kennzeichen trügen, so sind doch wohl jene Beobachtungen über das Innere vielleicht um so sichrer, die man in so vielen Anleitungen und Beiträgen zur Menschen-Kenntniß findet?“ — Wo möglich, noch unsicher! Welche Schiefheiten und Abgeschmacktheiten, welche Berrücktheiten, möchte ich sagen, hat man, die letzten zehn, zwanzig Jahre daher, in den sogenannten Maximen, Pensées, Sentenzen, als seyn wollenden Beiträgen zur Menschen-Kenntniß, gegeben. So existirt z. B. ein Buch mit dem Titel: „Für Deutschlands edle Töchter, die außer der Sorge für den Körper auch noch die für den Geist kennen!“ Motto: das Schöne zum Guten.“ 1801. Der Titel läßt etwas hoffen; die Vorrede verspricht noch weit mehr; das Buch ist für Frauenzimmer geschrieben; ist einer genannten Dame, als Beweis von Achtung und Ehrerbietung, gewidmet. Und nun hören Sie, was der Sammler — denn Sammlung ist es

doch nur — als Lebens-Regeln, die man sich einprägen soll, seinen Leserinnen mittheilt. Seite 292 und 293.

Wer den Lockungen der Weiber widerstehen wollte, müßte das Geheimniß besitzen, selbst zum Weibe zu werden.

Geduld ist eine Kunst, die ein Weib nie lernen, und doch meisterhaft lehren kann.

Wer vor Liebe stirbt, an dessen Tod ist die Frau nicht Schuld.

Ein alter Dichter sagt: „Nichts ist unerträglicher, als eine reiche Frau.“ Ich kenne kaum drei Weiber, die mir nicht reich scheinen.

Es ist eben so schwer, die Weiber nicht zu lieben, als sie nicht zu hassen.

Sollte man nicht glauben, ein Trunkener oder ein Wahnsinniger habe das geschrieben?

Wirklich mögen auch viele solcher Stellen im Wahnsinne niedergeschrieben worden seyn. Im Wahnsinne des Jorneß über eine Veleidigung, des Schmerzes über einen Verlust, der Leidenschaft für oder wider einen Gegenstand; wo der gewöhnliche (oder eigentlich: der moralisch-niedrige) Mensch das ganze Geschlecht, den ganzen Stand, das ganze Verhältniß, wo er das ganze Menschen-Geschlecht entgelten läßt, was Einzeln gefündigt haben; — und oft auch nicht einmahl wirklich, sondern nur in der Einbildung

des aufgebrachten Thoren, gesündigt haben. Lassen Sie aber auch so eine Maxime auf wirkliche ruhige Beobachtungen sich gründen, so geht es doch immer damit, wie mit den Sprüchwörtern. Im günstigsten Falle sind sie Regeln; von denen es aber, wie von allen Regeln, Ausnahmen giebt. Gewöhnlich jedoch sind sie nur zur Hälfte wahr; und wenigstens zur Hälfte sind sie falsch. Rozebue hat hierüber irgendwo einen sehr glücklichen Einfall. Er giebt eine Reihe solcher Sentenzen und Maximen, und die letzte davon heist: „Von allen diesen Maximen und Sentenzen ist keine einzige ganz wahr, als diese: daß keine Sentenz ganz wahr ist.“

Wenn man nun aber, nach solchen Grundsätzen, die Menschen beurtheilen und gar behandeln will, wohin muß das führen? Oft sind dergleichen Gemein=Plätze aus Schauspielen und Romanen genommen, wo irgend jemand so etwas hinwirft oder behauptet, im Geiste des ihm vom Auctor zugetheilten Charakters. Wird nun aber wohl ein denkender Mensch das, was etwa ein Franz Moor in den Räubern sagt, oder der Selbstmörder in Werthers Leiden, als Schillers und Göthe's eigne Lebens=Philosophie aufnehmen wollen? Nun aber! wenn man das mit den Gemein=Sprüchen vieler andrer Schriftsteller thut, so ist es um nicht viel besser. Je

mehr wirkliche allgemeine Wahrheiten der Schauspiel=Dichter seinen Charakteren in den Mund legt, desto schlechter hat er geschrieben; denn nicht was Er denkt, wie Er handelt, muß er aussprechen, sondern was seine Personen, dem ihnen einmahl gegebenen Charakter gemäß, sagen und thun müssen. Ja! noch mehr! Es giebt einige vorzüglich=berühmte allgemeine Anleitungen zur Welt= und Menschen= Kenntniß, die grade darum irre leiten müssen, weil sie eben von diesen berühmten Männern herrühren. Z. B. der Duc von Rochefaucault, der Lord Chesterfield, der General Klinger beobachteten die Menschen in Paris, London und Petersburg; und auch da nur zunächst die Menschen am Hofe. Können diese Schriftsteller, so ausgezeichnete Geister sie übrigens sind, uns wirklich einen Maassstab geben für Ansicht und Behandlung der Menschen, mit denen wir es zu thun haben, in unseren, von dem ihrigen ganz verschiedenen, Verhältnissen?

Die Haupt=Einwendung gegen die kunst= und buch=mäßige Welt= und Menschen= Kenntniß aber ist die, daß sie die Menschen im Ganzen in ein zu nachtheiliges Licht stellt, mehr ihre Schwächen als ihr Gutes auffaßt; und also der Achtung, der Liebe, und dem Vertrauen, die wir unsern Mitmenschen schuldig sind, Ein=

trag thut; die menschliche Natur herabwürdigt; ja, man kann sagen, den Schöpfer lästert. Denn in der That ist das Lästern des Schöpfers, anzunehmen, er habe den Menschen so geschaffen, daß dieser, bei aller seiner Anlage, Bestimmung und strengen Verpflichtung zur Tugend, dennoch dem Einflusse der äußern Verhältnisse nicht widerstehen könne.

„Aber wenn das Alles nun wahr ist.“
Es ist nicht wahr! es kündigt sich als Unwahrheit an, gewöhnlich schon dadurch, daß es sich als Sprache des Unmuths ankündigt, oder als Vertheidigung irgend eines Verfahrens, das Andern mißfällt. „Auch ich kenne die Menschen,“ in einem gewissen Tone gesagt, heißt — wenn es nicht, wie bisweilen der Fall, die leere Phrase eines beschränkten Geistes ist, der sich gern eine Gelehrde von Weisheit geben möchte — es heißt gewöhnlich weiter nichts, als: „ich hasse, ich verachte die Menschen;“ oder: „ich habe Lust sie zu mißhandeln; und möchte mir gern auch ein Recht dazu beilegen!“

Auch darum ist eine solche Welt- und Menschen = Kennerei für das weibliche Geschlecht etwas Unnatürliches, weil sie etwas Unfreundliches, Abstoßendes hat. Alles aber, was im Berufs = Kreise Ihres Geschlechtes liegen soll, muß den Charakter des Wohlwollens tragen:

Sie erscheint aber auch für Sie, selbst in so fern sie Wahres enthält, weniger nöthig, als etwa allenfalls noch für die Männer. Wir, als der größern weiten Welt angehörig, kommen mit Menschen von allen Ständen, Berufs = Arten und Verhältnissen in Verbindung; und zwar in Beziehung auf Stand, Beruf und Verhältnisse. Da hat es denn allerdings sein Gutes, ungefähr wenigstens wissen zu können, wessen man sich zu versehen hat; schon in so fern als ein Mensch grade ein solcher und solcher ist. Sie aber haben es, selten oder nie, mit den Staatsbürgern und Geschäfts = Männern, sondern fast immer nur mit dem Menschen, mit dem Gesellschafter zu thun; — für Sie also reicht die allgemeine Menschen = Kunde hin. Das heißt: Es ist genug, daß Sie wissen: so ist die menschliche Natur eingerichtet; so gewöhnt sie sich leicht; so und so pflegen die Menschen (gleichviel wer und was sie übrigens sind) zu denken und zu handeln, schon in so fern sie Menschen sind. Und diese Kenntniß nehmen Sie, wie schon erinnert, am sichersten aus Ihrem eignen Innern. Die strengste Selbst = Erkenntniß ist zugleich die sicherste Menschen = Kenntniß.

„In Hinsicht auf die Beurtheilung und Behandlung einzelner Menschen aber, darf man sich denn da an gar nichts halten?“ An nichts

wenigstens so sicher, als an die eigne Beobachtung derselben! Nur wenn man einen Menschen eine geraume Zeit, und in verschiedenen Lagen und Verhältnissen hat handeln sehen, hat man das Recht — o! bei weitem noch nicht: zu behaupten, so ist er! sondern fürs erste nur: — sich selbst, und (bloß im Nothfall) auch Andern zu sagen: „So scheint dieser Mensch!“ so habe ich ihn nun öfters gefunden; und darum glaube ich annehmen zu dürfen, daß er so und so denkt, so und so zu handeln pflegt.

„Dazu gehört aber Zeit. Was denn bis dahin thun?“ Nun! bis dahin also: vorläufig, in Ermangelung eines bessern Hülfsmittels, mögen Sie sich leiten lassen — zuvörderst von dem ersten unwillkürlichen Eindrucke, den ein Mensch durch sein Aeußeres auf Sie macht. Sie kennen das ja Alle. Manche Menschen haben ein gewisses unnennbares Etwas, das uns zu ihnen hinzieht; Andre ein ähnliches, aber entgegen gesetztes, Etwas, das uns von ihnen entfernt hält, ja zuweilen kann man wohl sagen: wegstoßt. Das sei! Aber nun frage ich Sie weiter: Kennen Sie nicht auch die Erfahrung, daß man sich dabei oft gar sehr irret? Sie alle gewiß, selbst die Jüngern wohl auch, haben schon zuweilen in Ihrem Herzen gesagt, und auch laut gestanden: „Dem und der habe

ich unrecht gethan mit meiner anfänglichen Meinung von ihnen; in dem und der habe ich mich mit meinem guten Zutrauen geirrt.“ Und noch eine Gewissens-Frage, besonders an die von reiferen Jahren und Erfahrungen! Haben Sie nicht oft insbesondere das auch gefunden, daß Sie Menschen in der Folge für brauchbarer, besser, erträglicher anerkannten, als der widrige Eindruck ihres Aeußern Sie erwarten ließ? Man muß also zuvörderst auf seiner Hut seyn, bei den ersten Eindrücken selbst, die ein Mensch auf uns macht. Frauenzimmer z. B. werden sehr leicht bestochen für Jemanden durch ein feines, gefälliges einschmeichelndes Aeußere, und sehr leicht eingenommen gegen Jemanden durch Rauheit und Rohheit, besonders aber durch Schmutz und Vernachlässigung im Aeußern. Wenn Sie nun da sich irren im Urtheil über einen Menschen, so ist es nicht dieses Menschen Werth und Unwerth, wie er auch nur im Aeußern sich darlegt, sondern Ihre Sinnlichkeit, die Sie getäuscht hat. Ferner kommt sehr viel darauf an, wo und wie man Menschen zuerst kennen lernt. Darum täuschen Bekanntschaften, die man auf Bällen und in größern Gesellschafts-Zirkeln macht, durchaus weit mehr, (gewöhnlich zum Vortheile des Andern; zuweilen aber auch zum Nachtheile) als solche, die man im Familien-Umange und in

kleinern Zirkeln macht. Denn dort sieht man die Menschen im Prunk-Gewande, und hier im Haus-Kleide, oder gar im Negligee. Und das wissen Damen ja wohl, daß das letztere nichts weniger als immer Schaden thut; — so bald nemlich kein Gebrechen und Mangel zu verpußen ist. Daß Staatskleid aber verunstaltet wirklich oft, statt zu heben. Es giebt Personen, die nie ein schlechteres Air haben, als wenn sie sich ein Air geben. Daher werden, bei dergleichen öffentlichen Erscheinungen Damen, z. B. für stolz und anmaßend genommen, die eigentlich das Gegentheil davon, die da blöde sind; und die nun bloß, um dieses zu verbergen, den Schein von jenem Fehler annehmen. Auch begreift es sich ja wohl, daß es, für den ersten Eindruck eines Menschen auf uns, nichts weniger als gleichgültig ist, ob man die erste Bekanntschaft einer Dame macht, wenn sie eben ihre Köchin ausschilt, oder wenn sie ihr fröhliches Kind liebkoset; ob man zum Kaufmann ins Comtoir tritt, wenn er so eben überzeugt worden ist, daß er sich auf die Ehrlichkeit seines Commis nicht verlassen darf, oder wenn er einen Brief aus der Hand legt, der ihm den Gewinn von einigen tausend Thalern, als Ertrag einer Handels-Speculation, ankündigt.

Eine zweite ganz besonders wichtige Regel ist: Man muß sich, durch dergleichen Eindrücke, nicht sowohl zu etwas bewegen, als bloß von

etwas abhalten lassen. Denn mit dem Letztern thut man immer, sich und Andern, am wenigsten Eintrag. Zum Beispiel: Beim ersten Eindrucke gefällt Ihnen ein Mann besonders. Lassen Sie sich dadurch dazu bestimmen, Alles sorgfältig zu vermeiden, was ihm unangenehm seyn möchte, oder wodurch Sie in seiner Achtung verlihren könnten, so ist dabei nichts verlohren, wenn nachher auch es sich finden sollte, daß er ein Geck, ein Wüßling oder selbst ein Bösewicht wäre. Ein Anderes aber freilich wäre es, wenn jener erste günstige Eindruck Sie verleitet hätte, Aufmerksamkeiten und Auszeichnungen sich zu erlauben, oder wirkliches Wohlwollen und Vertrauen sich abgewinnen zu lassen. Setzt den entgegen gesetzten Fall! Es macht eine Person einen widrigen Eindruck auf Sie. Lassen Sie sie das fühlen, wohl selbst durch Verabsäumung der gesellschaftlichen Höflichkeit, durch Kränkendes und Beleidigendes, was Sie ihr sagen und thun; oder erlauben Sie sich, wenigstens im vertraulichen Zirkel, sie zu ver-spotten, oder herabzuwürdigen, so kann Ihnen dieß nachher zu sehr tiefer Beschämung, — und, sind Sie zarten Gefühles und edlen Sinnes — zu bitterer Selbst-Kränkung gereichen. Hingegen! wenn Sie durch jenen widrigen Eindruck bloß sich abhalten ließen, von selbst sich jener Person zu nähern; wenn Sie bloß nun, in ihrer

Gegenwart, Manches nicht sagen und thun, was Sie sonst gethan und gesagt haben würden; so gar, wenn Sie jener ihr vielleichtiges Zuvorkommen mit Höflichkeit bloß, aber nicht mit Herzlichkeit, aufnehmen: — so ist, mit Allem dem, durchaus nichts geschehen, was nicht, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, die Person achtungs- und liebenswürdig finden, nachgeholt und gut gemacht werden könnte.

Diese Vorsicht gegen den ersten Eindruck muß Ihnen schon Ihre natürliche Gutmüthigkeit auf der einen, und ihr natürliches Gefühl des Schicklichen auf der andern Seite empfehlen; und Beides thut das auch, und erleichtert es Ihnen. Selbst sehr lebhafte, und sonst auch ein wenig unbedachtsame, Frauenzimmer sündigen dießfalls doch in der Regel weniger, als wir Männer.

Drittens so muß man nicht vergessen, daß jenes alles nur die ersten Eindrücke sind, und nur das Recht von solchen haben. Also! daß man, auch selbst mit allen diesen Einschränkungen, nur so lange ihnen folgen darf, bis man Gelegenheit hat, nähere eigentliche Beobachtungen anzustellen; aus wirklichen Thatfachen, und zwar aus mehreren, und mit einander verglichenen Thatfachen, die Personen, welche einen solchen oder solchen Eindruck gemacht hatten, näher kennen zu lernen.

Eine von denselben Haupt-Bedingungen, unter welchen man sich den Eindrücken des Aeußern überlassen darf, gilt auch für den Gebrauch der menschen-kennerischen Sentenzen und Maximen, oder: gewisser Gemein = Sprüche über einzelne Geschlechter, Stände und Verhältnisse von Menschen. Man kommt in Gefahr, sich gar sehr an sich und Anderen zu verständigen, wenn man dem gemäß wirklich mit Bestimmtheit etwas thut, sagt, oder auch nur denkt, in Hinsicht auf Einzelne. Aber es wird nichts verlohren, wenn man sich dadurch bloß von Manchem abhalten läßt. So heißt es z. B.: „Eine gebrochene Freundschaft ist die gefährlichste Feindschaft;“ „Wer dem Andern Unrecht gethan hat, nicht wem Unrecht geschehen ist, haßt am meisten.“ In beiden Aus- und Absprüchen liegt etwas Wahres. Aber dieß berechtigt nicht, gegen einen vormaligen Freund, der es jetzt nicht mehr ist, nun alle dieselben Maßregeln zu nehmen, wie gegen einen erklärten Feind; oder denen, von welchen man Böses empfangen hat, nun auch selbst Böses zuzufügen. Sondern man soll nur nicht einem solchen Freunde sich so sorglos anvertrauen; man soll nur gegen Beleidiger um so mehr auf seiner Hut seyn.

Dieß gilt denn ganz besonders in Hin-

sicht auf das Benehmen beider Geschlechter gegen einander. „Traue keinem Weibe!“ sagen seyn-wollende Menschen-Kenner unter den Männern: „Traue keinem Manne!“ sagen die Erfahrnern unter den Frauen. Soll Beides so viel heißen, als: Setze bei jedem Manne, bei jedem Weibe, gegen Personen des andern Geschlechtes das Schlimmste voraus; glaube an keine Tugend, keine Unschuld, keine Liebe: so ist das etwas Gräßliches; und, wenn wir dazu wirklich Grund hätten, so müßten wir nicht sowohl uns von allen Mitmenschen zurückziehen, als vielmehr unser eignes Daseyn verwünschen. „Aber, wie war es nun möglich, daß ein solcher Unsinn ausgesprochen werden konnte?“ Bloßer Unsinn ist es nicht! Etwas Wahres liegt dabei zum Grunde. In so fern nehmlich nicht bloß gedemüthigte Gecken, sondern bessere Männer etwa auch, eine ähnliche Warnung vor dem weiblichen Geschlechte gaben, so meinten sie damit: die Eitelkeit sey bei so Vielen des Geschlechtes so vorherrschend, daß Frauenzimmer gewöhnlichen Schlages gar wohl fähig seyen, um ihre unersättliche Eitelkeit zu befriedigen, oder ihre gekränkte Eitelkeit zu rächen, Liebe und Ehre, und das ganze Lebensglück eines Mannes in Gefahr zu setzen. So ist nun hinwiederum unleugbar beim männ-

lichen Geschlechte im Ganzen wirklich die Sinnlichkeit so übermächtig, daß auch viele sonst verständige und rechtliche Männer sich kein Gewissen daraus machen, die Ruhe und Unschuld, die ganze sittliche Würde eines Frauenzimmers aufzuopfern, bloß um diese Sinnlichkeit zu befriedigen. Sollen Sie nun deshalb, Meine Zuhörerinnen! in jedem Manne ein Ungeheuer sehen? Nein! Aber Sie sollen es bei keinem Manne vergessen, daß sie es mit einem Wesen zu thun haben, in dessen Natur jene Sinnlichkeit einen wesentlichen Grundzug ausmacht. Nehmen Sie es denn, dem gemäß, als Grundsatz auf, prägen Sie es, als solchen, ihren heranwachsenden Töchtern ein: Alles zu vermeiden, wodurch die männliche Sinnlichkeit aufgeregt werden kann, (als z. B. Unvorsichtigkeit in der Kleidung, die Vertraulichkeit körperlicher Annäherungen); Und eben so Alles, wodurch jene Sinnlichkeit begünstigt wird; (das Zusammenseyn in der Einsamkeit, im Dunkeln, nach einem Balle und selbst nach Nührungen); Kurz! wenn Sie von jener Wahrnehmung einen solchen Umgangswesen Gebrauch machen, so gewinnen beide Theile. Sie kommen nicht in Gefahr, und sichern selbst uns vor der Gefahr. Der moralisch-vollkommene Mann, bei dem und von dem die Gefahr nicht statt findet, verlehrt da-

durch nichts, weder an Ehre noch Ruhe; und der sinnlich-schwache gewinnt auf alle Fälle.

So wenig ich nun jene allgemeine Welt- und Menschen-Kenntniß Ihnen empfehlen kann, um so dringender thue ich das mit der besondern des Kreises, in welchem Sie leben; der Einzelen, mit denen Sie es zu thun haben. Es scheint hier ein sonderbarer Widerspruch statt zu finden. Das weibliche Geschlecht hat doch sonst einen sehr scharfen Blick, einen sehr richtigen Tact für die wirkliche Welt, und für das Benehmen darin. Und doch läßt sich behaupten: daß gewiß die Hälfte aller unglücklichen Ehen, und die Hälfte des ehelichen Mißvergnügens auch in nicht unglücklichen, so wie überhaupt unzählige Unannehmlichkeiten im gesellschaftlichen Leben, eine Folge bloß davon sind, daß Frauenzimmer die Menschen, mit denen sie es zu thun haben, und insbesondere ihre Männer, nicht richtig genug auffassen und nehmen. Ein Beispiel statt vieler! Jahre lang habe ich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie eine sehr einsichtsvolle und sehr achtungswürdige Frau, von ihrem gleichfalls verständigen und rechtlichen Gatten, für jede besondre feine Aufmerksamkeit, jede Ueberraschung, die sie ihm machte, mit Unfreundlichkeit belohnt wurde, — weil sie es nie bemerken wollte oder konnte, daß grade solche

Aufmerksamkeiten und Ueberraschungen diesen Mann, so wie er nun einmahl war, immer in eine peinliche Verlegenheit setzten, die ihn durchaus unfähig machte, den Werth der guten Absicht dabei nach Verdienst in Anschlag zu bringen. So heurathet etwa ein junges Mädchen von Bildung in eine Familie ein, wo Talente und Künste eben nicht einheimisch sind. In der besten Absicht, mit jenem herzlichem Wohlwollen, welches Alles giebt was es hat, und so gut es das hat, macht sie von ihren Kenntnissen und Kunst-Fertigkeiten dort Gebrauch; und die Folge ist, — daß sich jener ganze Kreis, statt sich inniger an sie anzuschließen, von ihr scheu zurückzieht, weil sie ihn nicht gehdrig zu würdigen wußte. So werden^a Ausländerinnen bei uns zuweilen eben so unbillig, als unfreundlich, beurtheilet; was sie vermeiden würden, wenn sie, aus einer genauern Kenntniß des hiesigen Publicums, sich sagen würden, daß eine gewisse Lebhaftigkeit der Conversation, eine gewisse muthige Unbefangenheit in dem ganzen Benehmen von Seiten des weiblichen Geschlechts, hier nicht in der Art Sitte ist, wie in vielen Gegenden des Auslandes.

Von hoher Nothwendigkeit inabesondre ist es, daß Ihr Geschlecht vor Allem diejenigen Personen sorgfältig beobachtet, und immer genauer kennen zu lernen sucht, welche, für ihre Pflichten-Erfüllung, wie für ihre Glückseligkeit,

einer jeden die nächsten und wichtigsten sind. Also: die Eltern, Geschwister und nächsten Verwandten; den Mann und die Familie, in die man eingeheiratet wird; die Kinder; und selbst die Domestiken; bei deren Beurtheilung und Behandlung wir in der Regel viel zu oft vergessen, daß unter ihnen ja eben so bedeutende, geistige und sittliche, Verschiedenheiten statt finden, als unter uns.

Kinder muß man die Menschen nicht kennen lernen wollen; denn das verbildet sie, und entwickelt den Verstand und das Beobachtungs-Vermögen auf Unkosten des Herzens. Sie haben noch weiter nichts mit den Menschen zu thun, als die ihnen nächsten zu lieben und alle übrigen zu ehren. Daß Kinder von Menschen nicht hintergangen und gemißbraucht werden, müssen die Eltern zu verhüten wissen; indem, für die frühern Jahre, sie der Verstand der Kinder sind. Und, kommt, für die Jugend, die Zeit einer nähern Kenntniß der Menschen, so kommt auch der Rath; — aus einer zweckmäßigen frühern Erziehung selbst; wo das entwickelte und befestigte Sittlichkeits- = Gefühl, durch natürlichen Instinct gleichsam, zurückbeben wird vor schlechten und gefährlichen Menschen.

Noch wäre wohl bei Kindern eine Kenntniß einzelner Menschen zu benützen zu richtiger Würdigung der Menschen überhaupt. Es ging z. B. ein achtungswürdiger, schlecht-gekleideter oder sonst im Außern sich nicht empfehlender,

Mann so eben aus dem Hause. Man sieht es dem Kinde an, daß es geringschätzig von ihm denkt. „Weißt du, wer der Mann war? Ein sehr verständiger, ein sehr braver, ein sehr verdienter Mann u. dergl.“ Oder es wird erzählt von einem Unglücke, einem häuslichen Leiden, welches jemanden betroffen. „Weißt du, wer die Personen sind, die das getroffen hat? Sehr reiche, vornehme Leute sind sie. Da siehst du also, daß Alles das nicht schädigt und sichert!“

Zuletzt nun noch eine Frage für das Herz! „Ist es wahr, was so oft behauptet wird, daß, je genauer man die Menschen kennen lernt, desto mehr sie verlihren?“ Ich könnte sagen: „Lassen Sie Ihr Herz selbst diese Frage beantworten! Geschiehen Sie sich es, wie demselben bei dieser Frage zu Muthe wird; sehen Sie den Menschen zunächst um Sie her ins Auge, schauen Sie empor zu dem Gott, den wir Alle Vater nennen, der den Menschen nach seinem Bilde schuf; und versuchen Sie es nun, ob Sie, auf jene Frage, „Ja!“ sagen können, ohne es mit zitternder Stimme zu thun!“ Doch nein! Es spreche der Verstand! Und dieser thut die Gegen-Frage: Verlihren sie wirklich; oder raubst du ihnen nicht vielmehr, was ihnen zugehört? Je älter wir nehmlich werden, je widrigere Schicksale wir gehabt haben, je verstimmter durch Kränklichkeit oder persönliche Lage wir nun eben sind: desto mißtrauischer werden wir, desto geneigter sind wir, Alles um uns her, und

also auch die Menschen, in einem düsteren Lichte zu sehen. Dann thun wir oft ihnen gradezu unrecht, und sie sind besser, als sie uns erscheinen. Eine zweite Frage: „Verlohren die Menschen in der That, oder hatten sie vielmehr im Grunde nie, was Du ihnen beilegest?“ In jugendlicher Unkunde dessen, was ist nicht bloß, sondern dessen selbst, was da seyn kann, träumen wir uns die Menschen zu Engeln; im Grunde nur aus sinnlicher Lust, um die Phantasie in einem Paradiese schwelgen zu lassen. Wenn da nun die Wirklichkeit uns unsanft aus dem Traume weckt, warum sollen die Menschen entgelten, was in der Natur der Dinge liegt? — Nein! Gott sei Dank! Die einzelnen Menschen gewinnen durch eine nähere Kenntniß vielmehr, denn daß sie verlihren sollten. Viele Tugenden und Verdienste eignen sich, ihrer ganzen Natur nach schon, nicht zum Hin- und Umherleuchten in die Ferne; so manche Fehler dagegen drängen sich auf, weil sie Raum brauchen, weil sie unsern Vortheilen, unsern eignen Fehlern, sich entgegen stellen; das Schlimmste selbst an einem Menschen erscheint, wenn wir diesem näher treten, gemildert durch die näher gekannten Umstände und Verhältnisse, unter denen es entstand; wird, zum Theil wenigstens, ausgeglichen durch Gutes, was mit ihm zusammen hängt; und findet sich zuweilen sogar überglänzt von hohen, aus der Ferne gar nicht geahndeten, Vorzügen.
